

REFUGEE STORIES COLLECTION

JEDE GESCHICHTE ZÄHLT!

**EIN PARTIZIPATIVES
PROJEKT ÜBER DIE
SITUATION VON
GEFLÜCHTETEN
IN NORDRHEIN-
WESTFALEN**

Impressum

Herausgegeben von **DOMiD e.V.**, Köln 2018
www.domid.org

ISBN 978-3-9816133-4-6

Das Projekt „Refugee Stories Collection – Jede Geschichte zählt!“ wurde gefördert durch das Ministerium für Kinder, Familie, Flüchtlinge und Integration des Landes Nordrhein-Westfalen.

Projektlaufzeit:

15.11.2016 bis 31.10.2018

Autor*innen:

Jonatan Bekele, Sahra Camal, Sami Dzemailovski,
Elisabeth Pütz, Katrin Schaumburg

Lektorat:

Monika Socha

Layout und Grafik:

alphazulu designatelier, www.alphazulu.de

Druckerei:

oeding print, Braunschweig
zertifiziertes Recyclingpapier, vegane und klimaneutrale Produktion, Farben auf Pflanzenölbasis

Foto Titelbild:

Tilman Köneke

Typografie:

„Delicious“ von Jos Buivenga, www.exljbris.com; „Odin Rounded“ von Anonymous foundry

Ministerium für Kinder, Familie,
Flüchtlinge und Integration
des Landes Nordrhein-Westfalen



JEDE GESCHICHTE ZÄHLT!

INHALT

1. Das Projekt „Refugee Stories Collection – Jede Geschichte zählt!“	2
2. Umsetzung des Projekts: Das Team und die Interviews	4
2.1 Die Interviewpraxis: Ein Einblick von Jonatan Bekele	5
2.2 Die Interviewpartner*innen: Ein Überblick von Sahra Camal	6
2.3 Die Tragweite des Projekts: Ein Kommentar von Sami Dzemailovski	8
3. Aus den Interviews: Fluchtgeschichten	9
3.1 Vor der Flucht: Ab- und Aufbruch	9
3.2 Während der Flucht: Auf dem Weg	14
3.3 Nach der Flucht: Ankommen in Deutschland	23
4. „Refugee Stories Collection“: Eine Sammlung wertvoller Migrationsgeschichte(n)	33

1.

DAS PROJEKT REFUGEE STORIES COLLECTION — JEDE GESCHICHTE ZÄHLT!—

Gegenwärtig befinden sich weltweit Millionen Menschen auf der Flucht vor Krieg, Armut und Unterdrückung. Auch Deutschland ist das Ziel für viele Menschen in Not. In den Jahren 2015 und 2016 wurden laut Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (BAMF) insgesamt fast 1.200.000 Asylersanträge in Deutschland gestellt.

Die Ankunft der Geflüchteten und ihre Aufnahme in Deutschland führen zu unterschiedlichen Reaktionen in der Gesellschaft: In einer ablehnenden Haltung stellen sich Teile der Bevölkerung gegen die Aufnahme und Unterstützung von Geflüchteten. Es kommt nicht nur zu verbalen Protestaktionen und rassistischen Äußerungen, sondern auch immer wieder zu gewalttätigen Übergriffen auf Menschen aufgrund ihrer Sprache, ihres Aussehens oder anderer Merkmale. Gleichzeitig heißt ein Teil der Gesellschaft die Ankommenden aufgeschlossen und engagiert willkommen. Diese gelebte „Willkommenskultur“ und die große Bereitschaft der zahlreichen ehrenamtlichen Unterstützer*innen zeigen täglich, dass sich eine aktive Zivilgesellschaft in Deutschland für ein offenes Miteinander und die Wertschätzung von Menschen mit Fluchtgeschichte einsetzt.

Viele Menschen wissen dennoch nur wenig über die persönlichen Hintergründe, Ursachen und Umstände derjenigen, die nach Deutschland geflüchtet sind. Ein Großteil der Gesellschaft hat darüber hinaus wenig Kenntnis von den Lebensverhältnissen und -perspektiven der Geflüchteten nach ihrer Ankunft in Deutschland. Das [Dokumentationszentrum und Museum über die Migration in Deutschland \(DOMiD e.V.\)](#) entschloss sich vor diesem Hintergrund, der Wissenslücke um die Realitäten von Geflüchteten mit einem Projekt entgegenzuwirken.

Der Verein DOMiD wurde 1990 von Migrant*innen gegründet und hat seinen Sitz in Köln. Zu den Aufgaben des Vereins gehören die Sammlung und Bewahrung sozial-, alltags- und kulturgeschichtlicher Zeugnisse der Migrationsgeschichte, darunter Fotos, Objekte, Dokumente und Zeitzeug*inneninterviews. In Form von beispielsweise Ausstellungen, Vorträgen oder Publikationen wird das Material der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Ein Vereinsziel ist es, Migration als historischen Normalfall darzustellen und zu einem neuen Geschichtsnarrativ beizutragen, das möglichst viele Perspektiven umfasst. Mit dem Projekt „Refugee Stories Collection – Jede Geschichte zählt!“ war es DOMiD möglich, die Perspektiven von Geflüchteten vor Ort in Nordrhein-Westfalen durch die Sammlung von persönlichen Interviews, Fotos und Objekten aufzunehmen, zu dokumentieren und das gesammelte Material in den Bestand von DOMiD zu überführen. In der vorliegenden Publikation wird ein erster Einblick in diesen Sammlungsneuzugang gewährt.

Dabei stehen die Menschen selbst im Zentrum der Aufmerksamkeit: Was sind die persönlichen Geschichten derjenigen, die seit 2015 nach Nordrhein-Westfalen geflüchtet sind? Wo kommen sie her? Was haben sie vor, während und nach ihrer Flucht erlebt? Wie ist ihre gegenwärtige Lebenssituation? Wie gestalten sie ihr Leben nach der Flucht?

Indem die Geflüchteten selbst zu Wort kommen, wird nicht nur *über* sie gesprochen, sondern *mit* ihnen. Die Stimmen der einzelnen Menschen werden hörbar gemacht, sodass sie selbst am Diskurs teilnehmen und ihn mitbestimmen können, anstatt nur Objekt von Berichterstattung zu sein und in den von Medien und Politiker*innen oft beschworenen „Massen“ unterzugehen.

Durch die 71 geführten Interviews und die hier präsentierte Auswahl der Erzählungen soll und kann kein allgemeines Lehrbuchwissen über Geflüchtete erzeugt oder vermittelt werden. Die Anzahl der Interviewpartner*innen erlaubt aber einen kleinen Einblick in die Vielzahl der weltweiten Fluchtgeschichten. Gemeinsame Aspekte lassen sich dabei durchaus finden, insbesondere dann, wenn die Erfahrungen von Menschen aus bestimmten Herkunftsregionen verglichen werden. Ethnische und religiöse Diskriminierung in der Heimat, traumatische Erlebnisse im Krieg und auf der Flucht, aber auch Hoffnung auf eine sichere Zukunft in Deutschland sind wiederkehrende Themen, die die Lebensgeschichten miteinander verflechten.

Die 71 Berichte aus dem Projekt „Refugee Stories Collection“ verdeutlichen aber vor allem eines: Jede persönliche Geschichte ist für sich genommen bedeutsam. Die in der vorliegenden Publikation skizzierten Ausschnitte geben einen Eindruck von den vielen Perspektiven auf Flucht sowie unterschiedliche, aber auch geteilte Erfahrungen. Sie zeigen verschiedene Motivationen auf, das eigene Herkunftsland zu verlassen und das Leben danach zu gestalten. Sie vermitteln einen privaten Einblick in Lebenserfahrungen, die so individuell und divers sind wie die Menschen selbst. Sie zeigen auch, dass jeder Mensch auf dieser Welt in eine Situation geraten kann, der er entfliehen muss und in der er auf die Unterstützung anderer angewiesen ist.

2.

UMSETZUNG DES PROJEKTS: DAS TEAM UND DIE INTERVIEWS

Flucht ist ein sensibles Thema, insbesondere für die Betroffenen selbst. Eine zentrale Frage war deshalb zu Beginn des Projekts, wer die Interviews mit den Geflüchteten führen kann und sollte. Drei wissenschaftliche Mitarbeiter*innen, die neben theoretischen und methodischen Kenntnissen auch eigene Erfahrungen mit den Themen Flucht und Migration mitbrachten, konnten für diese Aufgabe gewonnen werden. Sahra Camal, Jonatan Bekele und Sami Dzemailovski fühlten sich aufgrund ihrer eigenen Biografien verständnisvoll in die Erzählungen und Lebenssituationen der Befragten ein und bestimmten in Zusammenarbeit mit Elisabeth Pütz, der Leiterin des Projekts, die Durchführung und die thematischen Schwerpunkte der Interviews. Die Mehrsprachigkeit sowie die interkulturelle Sensibilität des Teams und die bereits bestehende Vernetzung von DOMiD und des Projektteams mit Vereinen, Migrant*innenselbstorganisationen und mit Privatpersonen ermöglichten die Kontaktaufnahme zu potentiellen Interviewpartner*innen.

Viele der interviewten Geflüchteten wurden über die gesamte Projektlaufzeit von rund eineinhalb Jahren begleitet, d.h. dass die wissenschaftlichen Mitarbeiter*innen nicht nur ein einziges Interview mit ihnen führten, sondern regelmäßig Kontakt hielten. Sie begleiteten ihre Gesprächspartner*innen beispielsweise zu Ämtern,

Ärzt*innen und während anderer Alltagssituationen. Diese Erlebnisse flossen ebenfalls in ihre Berichte ein. Die Begleitung über einen längeren Zeitraum ermöglichte tiefgehende, vertraute Gespräche mit den Geflüchteten und eine Beobachtung ihrer individuellen Entwicklungen in Deutschland. Aufgrund der privaten und sensiblen Informationen, die sie den wissenschaftlichen Mitarbeiter*innen während ihrer Treffen preisgaben, wurden die Namen der Interviewpartner*innen in der vorliegenden Publikation zum Schutz ihrer Personen geändert. Auf Wunsch der Interviewpartner*innen wurden darüber hinaus individuelle Schutzfristen für das zur Verfügung gestellte Material vereinbart, die bei der Nutzung durch Dritte im DOMiD-Archiv zu berücksichtigen sind.

Im Folgenden erklärt Jonatan Bekele, wie – trotz der Sensibilität der Thematik und persönlichen Ängste der Geflüchteten – Vertrauen zwischen den DOMiD-Mitarbeiter*innen und ihren Gesprächspartner*innen aufgebaut werden konnte. Danach stellt Sahra Camal die Interviewten anhand einiger demografischer Eckdaten vor, bevor Sami Dzemailovski seine Motivation zur Mitarbeit und die Tragweite des Projekts „Refugee Stories Collection“ aus seiner Perspektive zusammenfasst.

2.1 Die Interviewpraxis: Ein Einblick von Jonatan Bekele

Am Anfang erfuhr ich oft Misstrauen und ablehnende Reaktionen. Fragte ich die Geflüchteten nach ihrer eigenen Geschichte, waren sie erst ängstlich und misstrauisch. Erst durch einen intensiven Kontakt und Begleitungsarbeit ließ sich das Vertrauen gewinnen. Auch durch die Vorstellung der bereits von DOMiD geleisteten Arbeit konnte ich die Menschen meist davon überzeugen, am Interview teilzunehmen.

Bei der ersten Begegnung lernten wir uns erstmal kennen, bauten Vertrauen bei Kaffee und Kuchen auf. Erst bei der zweiten oder dritten Begegnung verabredete ich mich für ein Interview. Die Vereinbarung für das Inter-

view wurde vorab für jede Partnerin und jeden Partner ganz genau übersetzt und erklärt sowie von allen Teilnehmenden unterschrieben.

Dieses Vorgehen und das Projekt an sich hatten den positiven Nebeneffekt, dass die interviewten Personen, wenn sie Vertrauen aufgebaut hatten, sowohl während der Interviews als auch in der Begleitung, viele ihrer Alltagsprobleme und ihren Kummer in der Muttersprache aussprechen konnten. Sie fühlten sich verstanden und waren dankbar dafür, dass ihrem Leid Gehör geschenkt wird. Sie hofften, dass ihre Botschaft bei den Leuten ankommt, die dagegen etwas tun und helfen können.

2.2 Die Interviewpartner*innen: Ein Überblick von Sahra Camal

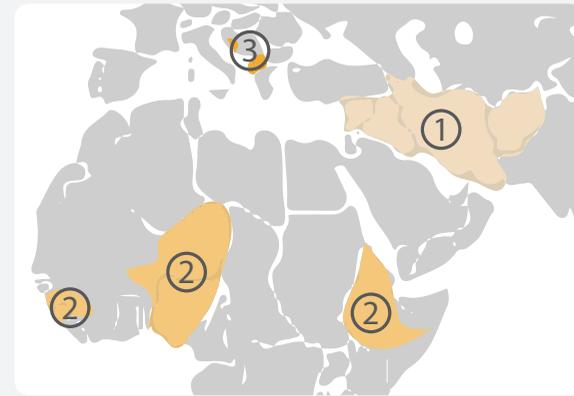
Insgesamt wurden 71 Personen in 38 nordrhein-westfälischen Städten interviewt. Viele von ihnen wurden zusätzlich über Monate hinweg begleitet. Durch die Herkunft der Teammitglieder, dem damit einhergehenden soziokulturellen Selbstverständnis und den Sprachkenntnissen war es möglich, Menschen aus unterschiedlichen Herkunftsländern und -regionen zu befragen. Es ergaben sich drei Schwerpunktregionen, aus denen die meisten interviewten Geflüchteten kamen: (1) Naher Osten, (2) Ost- und Westafrika und (3) Südost- und Osteuropa (siehe Karte rechts).

Die meisten der Befragten (54%) waren zum Zeitpunkt der Interviews im Jahr 2017 zwischen 18 und 30 Jahren alt (siehe Grafik links oben auf der Folgeseite). Sie kamen mehrheitlich aus dem Nahen Osten und Ost- und Westafrika und waren alleine, meist über das Mittelmeer, geflüchtet. Unter den älteren Interviewpartner*innen befanden sich überdurchschnittlich viele der Befragten aus Südost- und Osteuropa. Sie lebten zum Zeitpunkt der Interviews häufig mit ihren Kindern und weiteren Familienmitgliedern zusammen.

Von den insgesamt 71 Interviewpartner*innen waren 23% Frauen und 77% Männer (siehe Grafik rechts oben). Zwar spiegeln diese Zahlen auch das unausgeglichene Geschlechterverhältnis auf den Fluchtrouten der letzten Jahre wider; das unausgewogene Verhältnis lässt sich hier jedoch ebenso auf strukturelle Faktoren des Projekts zurückführen: Die Konstellation des Projektteams, das aus zwei Männern und einer Frau bestand, stellte eine Herausforderung für die Kontaktaufnahme mit weiblichen Geflüchteten dar. Geflüchtete Frauen vertrauen sich zum Beispiel aufgrund der oft schmerzvollen Fluchterfahrungen, die nicht selten mit sexualisierter Gewalt einhergehen, eher Frauen als Männern an.

Herkunftsländer der Interviewpartner*innen

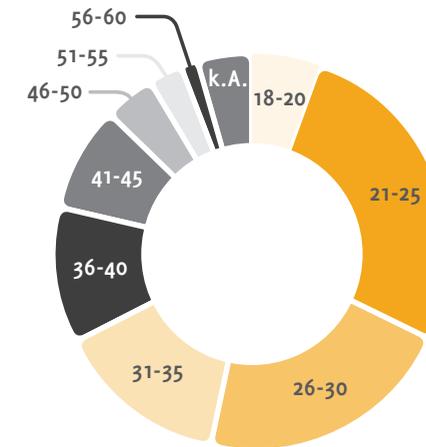
- (1) Afghanistan, Irak, Iran, Syrien
- (2) Äthiopien, Eritrea, Guinea, Niger, Nigeria, Sierra Leone
- (3) Albanien, Bosnien, Kosovo, Mazedonien, Serbien



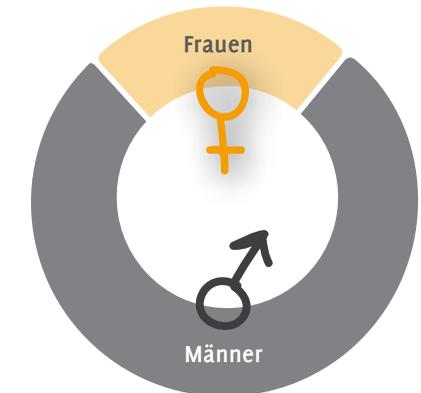
Fast die Hälfte (46%) der Interviewpartner*innen verfügten über einen dem Abitur äquivalenten Schulabschluss, jede*r Vierte von ihnen hatte einen Universitätsabschluss (siehe Grafik links unten). Einige mussten ihr Universitätsstudium wegen ihrer Flucht abbrechen. Diejenigen, die keinen Schulabschluss vorweisen konnten – etwa jede*r Zehnte der Befragten –, waren zumeist aufgrund ethnischer Diskriminierung an grundlegender Schulbildung im Herkunftsland gehindert worden.

Laut einer BAMF-Befragung im Jahr 2016 war knapp die Hälfte der volljährigen Asylersuchenden ledig. Unter den Befragten des Projekts „Refugee Stories Collection“ betrug der Anteil der Unverheirateten knapp über 60% (siehe Grafik rechts unten). Viele von ihnen hatten die Flucht alleine angetreten, einige in der Hoffnung, den/die Lebenspartner*in und/oder die Familie später über einen Familiennachzug auf sicherem Weg nach Deutschland zu holen.

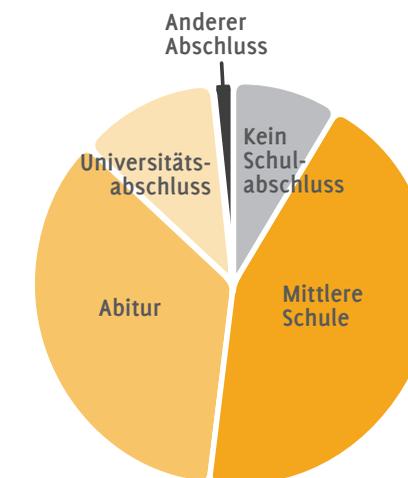
Alter der Interviewpartner*innen in Jahren



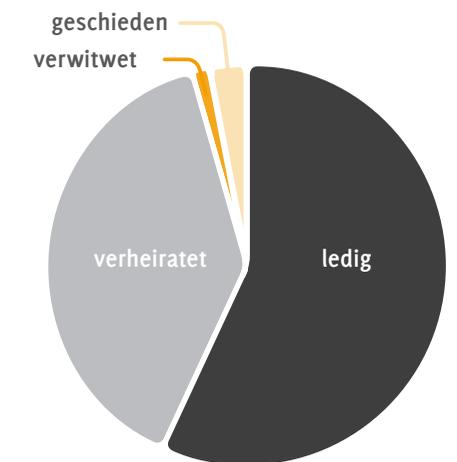
Geschlecht der Interviewpartner*innen



Bildungsgrad der Interviewpartner*innen



Familienstand der Interviewpartner*innen



2.3 Die Tragweite des Projekts: Ein Kommentar von Sami Dzemailovski

Die Umsetzung des Projekts fand angesichts der gesellschaftlichen Diskussion um Zuwanderung aus den betroffenen Regionen zum richtigen Zeitpunkt statt. Ich empfand es als eine Chance, der breiten Öffentlichkeit bzw. der deutschen und nicht-deutschen Bevölkerung, die in dieser Demokratie leben, die Sicht der Betroffenen zu zeigen. Warum nahmen unsere Interviewpartner*innen, die „Refugees“, diese Strapazen auf sich und setzten sich teilweise sehr großen Gefahren aus, die ihr eigenes Wohlergehen, ja sogar ihr Leben bedrohten? Warum verließen sie ihre liebsten Mitmenschen und ihre bekannte Umgebung und begaben sich in Länder, in denen sie teilweise nicht willkommen sind und sogar angefeindet werden?

Die Geschichte der Zuwanderung in Deutschland, zum Beispiel auch der sogenannten „Gastarbeiter“, findet wenig Beachtung in unserer Gesellschaft. Es sind teilweise die Nachfahr*innen der ersten Generation, die sich um Anerkennung der eigenen Vorfahr*innen bemühen. Diese Vorfahr*innen haben einen großen Beitrag zum wirtschaftlichen Wohlstand, zur Entwicklung der Demokratie und unter anderem auch zur Bereicherung der kulinarischen Genüsse in unserem Land geleistet. In der Schule werden die Geschichten der Zuwanderer*innen und die Zuwanderung nicht oder nur beiläufig thematisiert. Die

Diskussionen zum Thema Flüchtlinge, die an Aktualität nicht verloren haben, und die zunehmende Polemik in der Gesellschaft bezeugen jedoch die Wichtigkeit des Themas.

Aus meiner Sicht kam noch ein weiteres Thema dazu, das mich sehr aufwühlte: die Diskussion, wer rein darf und wer nicht, sowie die Unterscheidung zwischen „guten“ Flüchtlingen und denen, die es nicht „verdienen“, nach Deutschland zu kommen. Als Letztere gelten zum Beispiel die Geflüchteten aus den Balkanstaaten, hier insbesondere die Roma, die in die „sicheren Herkunftsstaaten“ abgeschoben werden.

Aus den Interviews erfahren wir, dass Menschen verschiedenste Beweggründe haben, um sich auf den Weg in eine „neue Heimat“ zu machen. Die Dokumentation dieser Geschichten kann einen großen Beitrag zum besseren Verständnis der Menschen hinter dem Begriff „Refugee“ leisten und ein klein wenig zum besseren Miteinander zwischen den Zugezogenen beitragen und denen, die schon seit Langem hier leben und arbeiten. Dazu bedarf es auch, das Thema im Schulunterricht zu thematisieren, damit sich Anfeindungen, Aufmärsche, Pogrome, Rassismus und Antiziganismus nicht gesellschaftlich etablieren und sich die dunkelsten Kapitel der Geschichte nicht wiederholen.

3.

AUS DEN INTERVIEWS: FLUCHT-GESCHICHTEN

Um Geflüchtete und ihre aktuellen Lebenssituationen zu verstehen, ist es notwendig, nach den Fluchtursachen zu fragen. Im folgenden Kapitel kommen die Interviewpartner*innen des Projekts „Refugee Stories Collection“ zu Wort und erzählen aus erster Hand, warum sie ihr Herkunftsland verlassen haben. Wie war ihr Leben, bevor sie sich auf den Weg in eine ungewisse Zukunft machten? Im darauf folgenden Kapitel geben die Interviewten Einblicke in Erlebnisse, die sie auf dem Weg nach Deutschland gemacht haben. Welche Etappen waren zurückzulegen? Was ist während der Flucht passiert? Wem sind sie auf dem Weg begegnet? Das darauffolgende Kapitel wirft einen Blick auf die gegenwärtige Situation und die Zukunftsperspektiven Einzelner. Wie war das Ankommen in Deutschland und wie kann es nach der Flucht weitergehen?

Die in den folgenden Kapiteln genutzten Zitate stammen aus den Interviews. Die Gespräche wurden meist in den Muttersprachen der Geflüchteten geführt und mit Diktiergeräten aufgenommen. Im Nachhinein übersetzten die Interviewer*innen für diese Publikation einzelne Passagen so nah am Original wie möglich ins Deutsche.

3.1 Vor der Flucht: Ab- und Aufbruch

Die Fluchtgründe der interviewten Personen sind sehr divers und reichen von körperlicher Bedrohung (aufgrund von Kriegssituationen oder bürgerkriegsähnlichen Zuständen) über Diskriminierung aufgrund von sexueller Orientierung oder ethnischer Zugehörigkeit bis hin zur Angst vor dem Einzug zum Kriegsdienst. Allen gemein ist

die Hoffnung auf ein sicheres Leben an einem anderen Ort – sei es in Deutschland oder in einem anderen Land, in dem das eigene Leben nicht bedroht wird.

Keiner der interviewten Personen fiel die Entscheidung zu flüchten leicht. Für die meisten bedeutete es eine große Überwindung, Familienangehörige, Freund*innen und das gewohnte Umfeld für unbestimmte Zeit in Richtung einer ungewissen Zukunft zu verlassen. Vor allem syrische Geflüchtete berichteten in den Interviews von einem gehobenen Lebensstandard mit eigenem Haus, eigenem Auto, einer beruflichen Karriere und einem allgemein zufriedenen Leben, das sie gerne in Syrien weitergeführt hätten. **Shervin**, Diplom-Ingenieur, erinnert sich daran, wie er mit seiner Frau die Entscheidung fasste:

„Ich denke, wenn ich auch nach Syrien zurückkomme, wird dieses Land für mich nicht mehr zu Hause sein.“

Hesam

„Wie alle Paare in Syrien haben wir für uns eine Existenz aufgebaut und haben am Anfang viel investiert, bis wir unsere Studienabschlüsse erhalten und uns beruflich weiterentwickelt haben. Wir haben drei Kinder, es ging uns finanziell gut und wir haben unser berufliches und tägliches Leben normal geführt. Wir waren erfolgreich – sowohl beruflich als auch familiär und individuell. [...] Niemals haben wir daran gedacht, außerhalb von Syrien zu leben. Immer, wenn wir uns weiterentwickelt haben, legten wir etwas Geld zusammen, um ein größeres Haus zu bauen, ein Auto zu kaufen, die Kinder auf bessere Schulen zu schicken und so weiter. Unsere Träume waren auf Syrien und unsere Stadt begrenzt. Die Umstände in Syrien haben sich dann verschlechtert. Die Gefahr rückte näher. Wir hatten Angst, dass die Gefahr unsere Kinder erreichen könnte – das Wichtigste, was wir haben.“

Shervins Beispiel zeigt, wie politische Konflikte oder Bürgerkriege die Zukunftsperspektiven der Menschen in ihren Heimatländern in kurzer Zeit zerstören können. Trotz des damit verbundenen Schmerzes fühlen sich ehemals zufriedene Menschen zur Ausreise gezwungen und verlassen ein zu Hause, in dem sie bereits eine Zukunft

geplant hatten. **Ahmad** aus Syrien berichtet, wie die Armee 2015 einen Checkpoint in einer Entfernung von 200 Metern von seinem Haus errichtete. Dort wurden Scharfschützen stationiert, die auf die zivile Bevölkerung des Ortes zielten. Die

Familie traute sich nicht mehr aus dem Haus.

Auch **Samie und Sarah** konnten von ihrer Wohnung im vierten Stock einer syrischen Großstadt beobachten, wie Panzer und Soldaten in den Straßen Menschen töteten. Willkürliche Verhaftungen junger Männer, die Ermordung von Verwandten und Bekannten im Gefängnis, korrupte Militärs und Grenzoffiziere, Bombenangriffe und die zunehmende Lebensbedrohung durch schussbereite Soldaten auf offener Straße veranlassten Menschen wie Shervin, Ahmad, Samie und Sarah das Land mit ihren Familien zu verlassen.

Den Schrecken, den das Kriegsgeschehen mit sich bringt, versuchen auch zahlreiche junge Männer aus Eritrea zu entfliehen. Ihnen droht nach Schulabschluss der Kriegsdienst. **Simon** war Schüler, bevor er sein Geburtsland Eritrea verlassen hat. Ihm drohte eine Zwangsrekrutierung des Militärs, die in der Regel in einen unbefristeten Nationaldienst mündet. Nach einer zehntägigen Grundausbildung beim Militär plante Simon mit anderen Rekruten, Richtung Sudan zu flüchten. Sie wurden nach einem dreitägigen Fußmarsch von den Militärs erschöpft im Gebüsch entdeckt. Es folgten Misshandlung, Folter und Erniedrigungen. Simon und seine Freunde mussten

sich vor 10.000 anwesenden Soldaten für „Landesverrat“ entschuldigen. Anschließend brachte man sie zu einem berüchtigten Gefängnis. Simon war dort der Jüngste und war für ein Jahr und zwei Monate inhaftiert. Einige seiner Mitgefangenen begangen währenddessen Selbstmord. Simon wurde nach seiner Entlassung direkt zu einer anderen Kaserne überstellt. Sein Wunsch, seine Familie noch einmal zu sehen, war so groß, dass er nach sieben Monaten erneut floh. Er versteckte sich für eine kurze Zeit bei seinen Eltern, bis die Nachbarn davon erfuhren. Daraufhin floh er zunächst nach Äthiopien.

Gewaltsame Auseinandersetzungen mit der Staatsmacht werden auch aus zahlreichen anderen Ländern berichtet und als Fluchtgründe angeführt. Oppositionelles Engagement wurde von einzelnen Interviewpartnern als Grund für Verfolgung, Inhaftierung und Folter genannt, zum Beispiel von Geflüchteten aus Guinea oder dem Iran. **Djalo**, gebürtig aus Sierra Leone, war Mitglied der Oppositionspartei in Guinea. Als Künstler zeichnete er ein Bild, das die guineische Staatsoberhaupt auf einem Flugzeug sitzend zeigte. Mit dem Flugzeug, so die Bildsprache, schuf er die großen Schätze wie Diamanten aus dem Land. Für diese künstlerische Arbeit musste Djalo ins Gefängnis. Seine politischen Genossen konnten nach einem Jahr seine Freilassung bewirken. Danach verließ er aus Angst vor Verfolgung umgehend das Land.

Auch **Omid** aus dem Iran, der aufgrund seiner regierungskritischen Haltung die Universität verlassen und sein Studium abbrechen musste, prangerte die Ungleichheit in seinem Land an. Er verteilte Zeitschriften revolutionärer Kräfte. Als sich daraufhin der politische Druck auf ihn stark erhöhte, floh er in den Nordwesten des Landes, wo er sich einige Tage lang versteckte, bis er weiter in die Türkei reisen konnte.



Kunst auf der Straße

Djalo bietet seine Kunstwerke inzwischen in diversen Städten Nordrhein-Westfalens als Straßenkünstler an.

© DOMID-Archiv, Köln

Nicht nur politisches Engagement bzw. dessen Verweigerung wird von den interviewten Menschen als Auslöser zur direkten Gewalterfahrung angeführt. Häufige Gründe sind auch religiöse oder ethnische Diskriminierung. **Iman** erzählt davon, wie ihn die Zugehörigkeit zu einer „falschen“ Religion zur Flucht aus seinem Herkunftsland zwang. Er berichtet, dass er schon immer Probleme mit dem Islam sowie der Festlegung hatte, dass man, einmal als Moslem geboren, immer Moslem bleiben müsse. Er besuchte gelegentlich eine Kirche in der Hauptstadt seines Herkunftslandes und lernte einige Christ*innen kennen. Schließlich konvertierte er zum Christentum. Als er der Kirche beitrat, änderte er vorsorglich seinen Namen und seine Adresse. 2014 verhafteten die Sicherheitsbehörden einige von Imans ebenso kürzlich konvertierten Freunden. An einem Tag, an dem Iman nicht

zu Hause war, kamen Polizisten und nahmen Imans Bruder fest und beschlagnahmten den Computer. Iman entschied sich innerhalb von wenigen Tagen, das Land zu verlassen.

Der primäre Grund, warum Roma-Angehörige Südosteuropa verlassen, ist ethnische Diskriminierung. **Familie Limani** flüchtete im Jahr 2015 als eine der letzten Roma-Familien aus dem Kosovo. 2013 fiel ein Mob von jungen Albanern in ihr Haus ein und vergewaltigte die Frau und Mutter von acht Kindern. Die Männer rissen ihr ihr vier Monate altes Kind aus den Händen, das zu Boden fiel und kurz darauf verstarb. Der älteste Sohn versuchte während des Überfalls, seine Mutter und seine Schwestern zu verteidigen. Er wurde zusammengeschlagen und trägt bis heute bleibende gesundheitliche Schäden davon. Letztendlich wurde die gesamte Roma-Siedlung, in der sie lebten, niedergebrannt.

„Wir hatten in unserem Dorf einen Wasserhahn für hundert Familien. Wir mussten in einer Reihe warten, um Wasser aufzufüllen. Wir mussten gefühlt zwei Kilometer laufen, um zur Toilette zu gehen. Unsere Häuser waren ehemalige Häuser der Armee aus vergangenen Zeiten.“

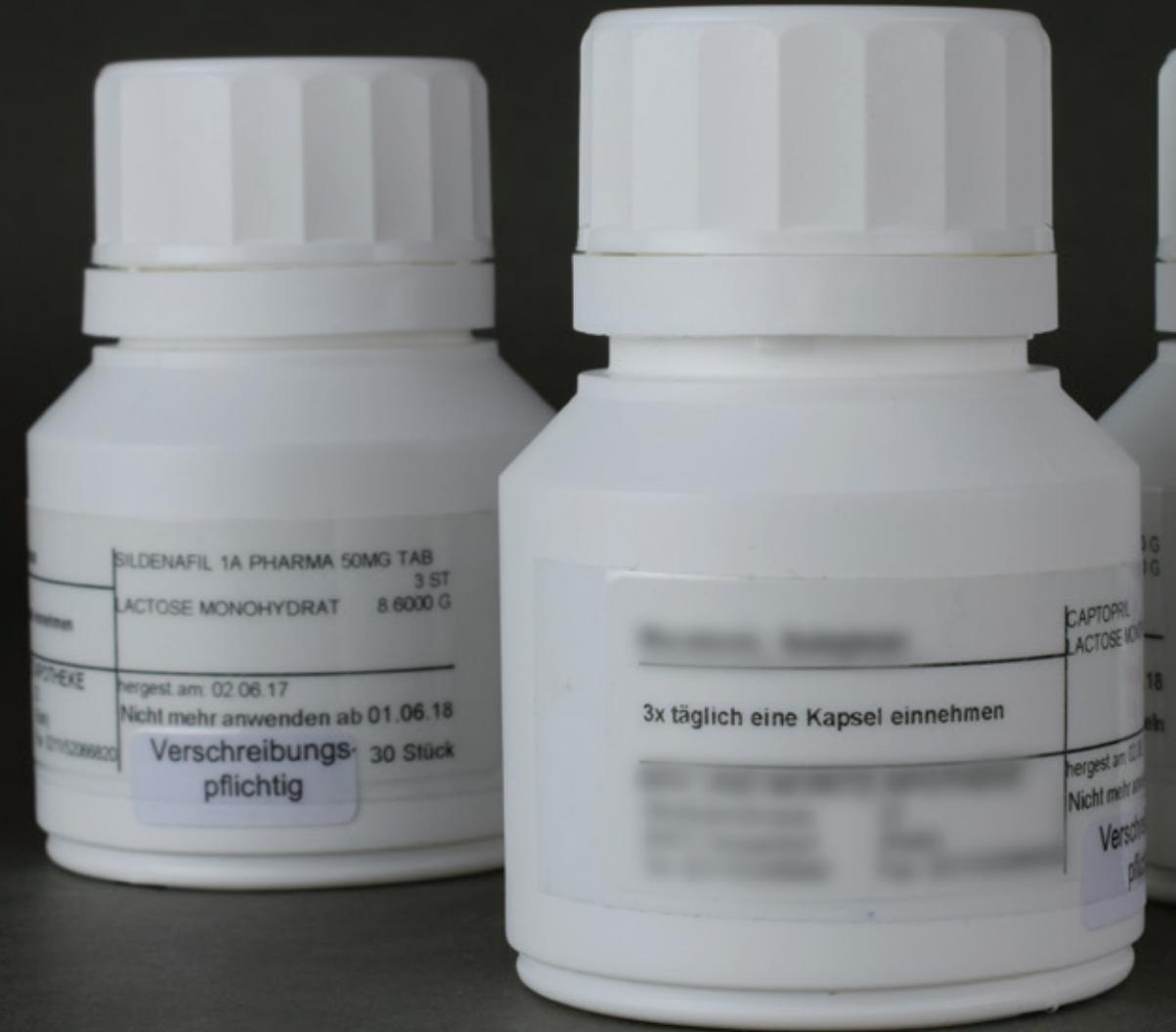
Arif aus Mazedonien über das Leben in seinem Dorf

Ein wiederkehrendes Element aus den Erzählungen vieler Roma bezüglich diskriminierender Erfahrungen ist neben körperlicher Gewalt auch die medizinische Unterversorgung für ethnische Minderheiten in Ländern wie Bosnien, Serbien, Albanien und Mazedonien. Wenn Familienmitglieder erkranken – auch an lebensbedrohlichen Krankheiten wie Leukämie oder Brustkrebs –, würden Roma schlecht oder gar nicht behandelt. **Flora**, deren Sohn unter Epilepsie leidet, beklagt: „Ich möchte nur, dass mein Sohn gesund wird. In Albanien wollen sie Geld für die Genesung, [aber] wir sind ‘Zigeuner’, keiner möchte uns. Im Krankenhaus schicken sie uns weg, untersuchen unseren Sohn nicht einmal.“ Ärzt*innen und Pflegepersonal verlangen hohe Summen Bestechungsgelder, um not-

wendige Behandlungen und Operationen durchzuführen. Diese aufzuwenden bringt die Familien schnell an ihre finanziellen Grenzen, da Roma aufgrund eines strukturellen Ausschlusses vom Bildungssystem und Arbeitsmarkt äußerst prekären Lebensverhältnissen ausgesetzt sind. Sie leben daher nicht selten davon, Recyclingartikel wie Pappe, Flaschen und Metall zu sammeln und anschließend zu verkaufen.

Mujo arbeitete in Bosnien als Tagelöhner und handelte mit Recyclingstoffen. Einer seiner Söhne fiel im Säuglingsalter vom Sofa. Als dieser im Alter von zwei Jahren noch immer nicht krabbeln konnte, konsultierte die Familie einen Arzt. Man sagte der Familie, das Kind habe sich an der Wirbelsäule verletzt. Das erste Korsett im Wert von umgerechnet 1.300 Euro konnte Mujo noch zur Hälfte selbst bezahlen. Die weitere Behandlung des Kindes war aber aufgrund der oben genannten Bedingungen für die Roma-Familie nicht möglich. In der Hoffnung, dass ihre ethnische Zugehörigkeit in Deutschland keine Rolle für die Versorgung des kranken Kindes spielen würde, verließen sie Bosnien.

Ob aufgrund psychischer oder physischer Bedrohung, wegen Krieg oder Armut, Diskriminierung oder Ausbeutung – die Gründe, warum sich die interviewten Menschen auf den Weg nach Deutschland machten, sind divers. Sie zeugen jedoch auch davon, dass die Geflüchteten nicht aufgaben, sondern um ihr Leben und einen Neuanfang kämpfen wollten.



Tablettendosen der Familie Seferovic

Neben einem Sohn, der einen Wirbelsäulenschaden hat, bekam **Familie Seferovic** 2017 weiteren Familienzuwachs, der medizinische Versorgung benötigte. Das Kind wurde mit einem Herzfehler geboren, der in Deutschland gut behandelt werden kann. In Bosnien wäre dies aufgrund der medizinischen Unterversorgung von Roma nicht möglich.

3.2 Während der Flucht: Auf dem Weg

Viele Wege führen nach Deutschland – über Luft, Land und Wasser. Die Transportmittel, die auf diesen Wegen genutzt werden und die von den 71 interviewten Personen genannt wurden, reichen von Autos, LKWs und Bussen über Pferde oder Fähren und Schlauchbooten bis hin zu Flugzeugen. Mitunter wurden über hunderte Kilometer lange Strecken zu Fuß zurückgelegt.

Den einfachsten und sichersten Weg stellt der Direktflug nach Deutschland mit einer regulären Personenmaschine dar. Diesen Weg können die wenigsten wählen, weil ihnen entweder das Geld, die Reisepässe oder Visa fehlen. Die Alternativen dazu sind oftmals auf langen Streckenabschnitten unberechenbar und gefährlich, darunter der Landweg über Süd- und Osteuropa und die sogenannte Mittelmeerroute. Viele Geflüchtete haben jedoch, bevor sie die EU oder das Mittelmeer erreichen, bereits eine lange Reise hinter sich.

Zwischenstationen vor dem Mittelmeer

Die meisten der interviewten Personen aus Ost- und Westafrika hatten sich vor der Entscheidung, nach Europa zu kommen, bereits in Nachbarstaaten ihrer Herkunftsländer begeben. Bei Geflüchteten aus Äthiopien oder Eritrea beispielsweise ging der Flucht nach Europa häufig ein längerer Aufenthalt im Sudan voraus. „Der Sudan ist für das eritreische Volk wie ein schattenspendender Baum in der Wüste“, wie es Arkebe umschreibt. Zwar gestaltete sich das Leben für diejenigen, die berichteten, aus Eritrea oder Äthiopien in den Sudan gezogen zu sein, nicht leicht, aber sie waren fürs Erste dem Einzug ins Militär oder drohenden Verhaftungen in ihren Herkunftsländern entgangen. Zunächst bestand für viele die Hoffnung, vorerst im Sudan bleiben zu können. Einige

erzählen von mehrjährigen Aufenthalten, während derer sie arbeiteten und versuchten, sich vor Ort eine Zukunft aufzubauen.

Aufgrund familiärer Probleme entschied sich Yared im Alter von 20 Jahren, Äthiopien zu verlassen und zog in den Sudan. Dort lebte er fünf Jahre lang, arbeitete viel und gründete eine Familie. Mit seiner ebenfalls äthiopischen Lebensgefährtin entschied er schweren Herzens, den gemeinsamen sechsjährigen Sohn nach Äthiopien zu seinen Großeltern zu schicken und ihn finanziell aus dem Ausland zu unterstützen. Sie vermuteten, er könne als Migrant im Sudan nicht ausreichend Bildung bekommen, da die kirchlichen Schulen, auf die die Kinder von Migrant*innen gingen, einen niedrigen Standard aufwiesen. Nach Abspaltung des Südsudans im Jahr 2011 und aufgrund der darauf folgenden Verschlechterung der wirtschaftlichen Situation im Land, entschied sich Yared, der sich inzwischen mit einer Cafeteria selbstständig gemacht hatte, nach Europa zu gehen. Diesen politischen Umbruch erwähnen viele der Interviewpartner*innen, die zuvor aus Nachbarländern in den Sudan geflüchtet waren, als Zeitpunkt zur Entscheidung der Weiterreise. Vor allem für Geflüchtete wurden die Lebensbedingungen im Land allmählich unerträglich. Viele berichten von ständigen Kontrollen durch die Polizei, die mit einer sofortigen Verhaftung drohte, wenn kein Schutzgeld bezahlt würde.

Die Zustände im Sudan veranlassten dann meist zu einer Weiterreise durch die Sahara nach Libyen. Schlepper bieten für diese Strecke Fahrten in LKWs an. Wie die folgenden Berichte eindrücklich schildern, erleben die Menschen auf diesem Weg zahlreiche Leiden wie Hunger, Durst, Vergewaltigungen und weitere Gewalttaten, Entführung durch islamistische Gruppen und nicht selten sogar den Tod von Weggefährten.

„Wir waren 68 Personen in dem kleinen LKW auf der offenen Lade-
fläche. Wir waren eine längere Zeit lang in der Wüste. In Ölfässern
bereiteten wir Makkaroni zu, es schmeckte nach Öl, war ungesund
und nicht nahrhaft. Wir mussten es essen, um zu überleben. Sand
und Staub waren auch sehr ungesund. Manchmal gab es gar kein Es-
sen und wir hungerten. Wir sahen während der Fahrt den Weg nicht,
wir verstaubten hinten nur. Nur der Fahrer sah den klaren Weg. Jeder
betete zu seinem eigenen Gott.“

Yared

„In der libyschen Wüste wurden wir von einer islamistischen Gruppe gekidnappt. Wir sollten
aus dem Anhänger aussteigen. Der Schlepper aus Libyen ist geflohen. [...] Wir wurden nach [...]
Djalo gebracht. Dort wurden wir befragt, wer wir seien, woher wir kommen, ob wir Christen oder
Moslems sind. Ich habe dann gesagt, ich wäre Sudanese, und meinen Freund haben wir als taub-
stumm erklärt. [...] Weil er gerade aus Eritrea kam, sprach er kein Arabisch. Also hatten wir Angst,
dass man ihn als Eritreer erkennen und als Christ deklarieren würde. [Wir haben das gesagt,]
damit man uns nicht schlachtet.“

Abebe

„Viele Frauen lassen sich vor
der Abfahrt schon Verhütungs-
spritzen geben, da sie davon
ausgehen, dass sie vergewaltigt
werden. [...] Auch vor Schwange-
ren wird kein Halt gemacht. Eine
Mitfahrerin war schwanger und
saß vorne beim Fahrer, damit
die Aufpralle bei der Fahrt nicht
so schlimm sind. Sie wurde vom
Fahrer vergewaltigt. Ihr Mann
saß hinten mit uns. Die Frau ist
inzwischen in Deutschland und
hat das Kind gesund bekommen.
Die größte Angst von allen ist,
sexuell übertragbare Krankheiten
zu bekommen.“

Yared

„In der Wüste begegneten wir einer
islamistischen Gruppe. Sie haben uns
geschlagen und all unser Geld genom-
men. Sie haben die Männer in eine
und die Frauen in eine andere Gruppe
aufgeteilt. Wir mussten einen Tag dort
bleiben. [...] Bis heute wissen wir nicht,
was aus all den Frauen geworden ist.“

Fula

„Als wir in die libysche Wüste fuhren, hielt der Fahrer das Auto an
und sagte zu allen 29 Personen, die auf dem Laster waren, dass sie
sich schnell vor den bewaffneten Gruppen verstecken sollen. Wir stie-
gen aus und versteckten uns nicht weit entfernt davon. Als wir zurück-
kamen, waren wir nur noch 28. Ein Somali wurde einfach in der Wüste
zurückgelassen. Diese Person, die wir alleine in der Wüste zurück-
gelassen haben, kann ich nicht vergessen.“

Petros

Die Erfahrungen, die Geflüchtete während der Durchquerung der Sahara machten, waren traumatisierend. Für manche folgte auf die Tortur ein monate- oder jahrelanger Aufenthalt in Libyen, teils wegen Inhaftierung aufgrund fehlender Papiere, teils um nötiges Geld für die Weiterfahrt zu verdienen. Auch Verschleppungen durch islamistische Gruppen verlängerten für manche den Aufenthalt in diesem Land, das vielen als Sprungbrett über das Mittelmeer dienen sollte. Die Berichte über die Situation in Libyen zeugen von einem hohen Grad an Chaos, Gewalt, Folter, Ausbeutung und Willkür sowie von einer Unüberschaubarkeit der lokalen Akteur*innen, darunter Militär, bewaffnete Gruppen, Schlepperbanden und islamistische Gruppierungen. **Tedros** fasst zusammen: „Die schlimmsten Erfahrungen macht man in Libyen.“ **Roger** erinnert sich an den Zeitpunkt des Ausbruchs des libyschen Bürgerkriegs und wie er kurz darauf seinen Bruder verlor:

„Der Krieg begann im Jahr 2011 und es gab wirklich nichts, keinen Ort, um sich zu verstecken, kein Essen, alles war furchtbar. Wir lebten in Tripolis. [...] Irgendwann musste mein Bruder das Haus verlassen, um Essen zu besorgen. Alle Geschäfte waren zu. Zweimal gelang es ihm. Ein drittes Mal verließ er das Haus und kam nicht wieder. Ich habe seitdem nicht mehr von ihm gehört.“

Auch **Jabo** berichtet von der ausweglosen Situation in Libyen. Er wurde von seinem eigenen Vater aufgrund seiner Konvertierung zum Christentum aus Guinea vertrieben. Seine Fluchtroute führte ihn über Mali, Algerien und Marokko nach Libyen. An den letzten drei Orten arbeitete

„Ich musste nur überleben und versuchen, Arbeit zu finden. Jederzeit konnte man auf der Straße zusammengeschlagen werden. Ständig wurde ich beschimpft. [...] ‚Du bist schwarz, geh nach Hause! Hier bringen wir dich um!‘ Diese Art von Beleidigungen hat man immer und überall gehört.“

Fula über das Leben in Tripolis

er als Bauarbeiter und als Tischler, in Marokko machte er ein Diplom für diesen Beruf. Während seines Aufenthalts in Libyen wurde er mehrfach bestohlen und verhaftet. **Jabo** berichtet:

„Ständig kam die Polizei. Mein Chef gab mir für meine Arbeit Geld, dann kamen Jugendliche und stahlen mein Geld. Wieder ins Gefängnis. Ich habe gesagt, ich kann nicht nach Guinea zurückgehen, Mali auch nicht wegen der Terroristen. Mein Chef hat gesagt, du musst nach Italien, und ich habe gesagt, ich habe kein Geld. Mein Chef hat gesagt, dann musst du hier sterben. Ich sagte zu mir: Nein, Libyen ist nicht gut, ich muss gehen.“

Jabo gelang es schließlich, die Flucht über das Mittelmeer anzutreten. Bis heute weiß er nicht, ob sein „Chef“ die Schleuser bezahlte oder wer die Kosten für die Überfahrt übernahm.

Neben Libyen fungierte die Türkei als eine weitere wichtige Station, die zur Überfahrt über das Mittelmeer genutzt wurde. Vor allem Flüchtende aus dem Nahen Osten setzten um 2015 von hier aus mit Booten über die Ägäis nach Griechenland über. Nicht alle Geflüchteten sahen die Türkei nur als eine Zwischenstation. Einige berichten, dass sie nicht von vornherein beabsichtigt hatten, direkt weiterzureisen.

Shiva hat in ihrem Herkunftsland studiert, ist ausgebildete Kosmetikerin mit Arbeitserfahrung im Ausland. 2008 trennte sie

sich nach 14 Jahren Ehe von ihrem Mann in Syrien. Kurz darauf brach der Krieg aus. Über drei Jahre lang fand sie

keine Beschäftigung. Außerdem begannen die Bombardierungen ihres Wohnortes. Zusammen mit ihren zwei Kindern zog sie 2014 in die Türkei. Während eines Besuchs in Syrien traf sie eine Gasbombe am Kopf, woraufhin sie knapp zweieinhalb Monate ins Krankenhaus musste und dann, noch nicht komplett genesen, mit Schmerzen zu ihren Kindern in die Türkei zurückkehrte. Die dortigen Lebensumstände waren allerdings hart. Sie musste 12 Stunden am Tag arbeiten und bekam nur einen Anteil ihres Gehaltes ausbezahlt. **Shiva** entschied sich „auszuwandern“ – wohin war ihr zunächst nicht so wichtig:

„Nach Australien... Ich habe auch die europäischen Botschaften kontaktiert. Keine wollte mich empfangen. Ich habe es über die Vereinten Nationen versucht. Sie sagten, ich hätte kein Problem. Meine Verletzung sei normal. Ich könne hier [in der Türkei] behandelt werden. Ich habe gesagt, dass ich alleine bin. Ich habe kein Geld für die Behandlung. Die Türkei unterstützt nicht dabei.“

Shiva entschied sich dann, über den Meeresweg zu flüchten. Ihre Kinder nahm sie nicht mit auf die gefährliche Überfahrt, da sie Angst hatte, dass ihnen etwas zustoßen könnte. Einer ihrer Söhne lebte zum Zeitpunkt des Interviews noch in der Türkei. Der Antrag auf Familienzusammenführung in Deutschland wurde abgelehnt. Der Sohn kann aber auch nicht zurück nach Syrien, da ihm dort der Einzug ins Militär droht. **Shiva** klagt: „Die Situation ist sehr schlecht. Er kann nicht zurück und er kann nicht hierherkommen. Er ist alleine.“ Ob er inzwischen ebenfalls den gefährlichen Weg über das Mittelmeer gewagt hat oder noch in der Türkei lebt, ist unklar.

Überquerung des Mittelmeers

Die Überquerung des Mittelmeers kostet vielen Menschen das Leben, wie einige der interviewten Personen bestätigen. **Johns** Überfahrt von Libyen nach Italien dauerte sechs Tage und kostete drei Menschen das Leben. **Fula** erinnert sich:

„Wir waren drei Tage auf dem Boot. [...] 60 Personen. Es war ein kleines Boot. Es sollte eigentlich nur 15 Personen transportieren, wir waren aber 60. Wir sollten nur 24 Stunden auf dem Meer sein, dann das Rote Kreuz treffen. Das war die Information. Aber wir waren drei Tage auf dem Wasser, alle Essens- und Wasservorräte waren aufgebraucht. Drei Personen starben in unserem Boot. [...] Wir mussten sie über Bord schmeißen.“

Neben dem Boot, in dem **Habtamu** mit 421 weiteren Flüchtenden saß, lief zum gleichen Zeitpunkt auch ein Boot mit 390 Personen an Bord Richtung Italien aus. Auf dem Meer mussten sie gegen starke Wellen ankämpfen. Das Boot mit den 390 Passagieren sank, nur 72 wurden gerettet.

Arkebe und sein Cousin, die beide zur selben Zeit die Flucht über das Mittelmeer antreten wollten, wussten, dass zahlreiche Flüchtende die Überfahrt nicht überlebten. Sie entschieden sich deshalb, nicht in dasselbe Boot zu steigen:

„Wir wollten nicht auf einem Boot zusammen fahren; wir wollten es unseren Familien nicht antun, beide auf der Überfahrt zu verunglücken. Deswegen sind wir zu unterschiedlichen Zeitpunkten losgefahren. Ich habe gesagt, ich gehe erst und dann kommst du mir nach.“

Roger wusste nicht einmal, dass er auf dem Weg nach Europa war. Er hatte dem Bekannten, für den er zwei Jahre lang in Libyen auf dem Bau gearbeitet hatte, eigentlich gesagt, dass er wieder zurück nach Nigeria wolle. Dieser versprach ihm zu helfen.

Stattdessen kam eines Tages ein ihm unbekannter „Araber“, so Roger, vorbei, nahm ihn mit, setzte ihn an der Küste ab

und fuhr weg. „An diesem Ort waren so viele Leute. Ich fragte: ‚Wo sind wir?‘“ Zwei Tage später kam ein weiterer Arabisch sprechender Mann im Auto. Auf der Ladefläche pumpte er ein Schlauchboot auf. Roger erinnert sich:

„Da begann ich zu weinen. Jetzt wusste ich, was sie tun wollten. Sie wollten alle in das Boot setzen. Ich wollte nicht. Aber ich hatte keine Wahl. Ich war allein. Und es war dunkel. [...] Die Nacht war so unheimlich. Es gab so viele Wellen, das Meer war nicht ruhig. [...] Ich weinte, aber gleichzeitig betete ich, dass wir gut ankommen mögen. Ich wusste nicht, wohin wir fuhren, wir waren um die 80 oder 90 Personen auf dem Boot, Schwangere, Kleinkinder.“

Das Geschäft der Schlepper ist lukrativ. Für die Überfahrt über das Mittelmeer verlangten sie 2015 pro Person etwa 1.000 Euro. Tedros berichtet, dass einer seiner Schlepper die Gefängniskautions für die gesamte Gruppe zahlte, als diese nach einem gescheiterten Versuch in Libyen verhaftet wurden. Solche Gelder, die zum Freikaufen der Flüchtenden genutzt werden, scheinen also in der Summe, die pro Person an jeden Schlepper gezahlt wird, bereits von Beginn an einkalkuliert.

Auch Haregitu berichtet von diversen Erfahrungen mit Schleppern. Sie ist eine der wenigen Frauen aus Eritrea,

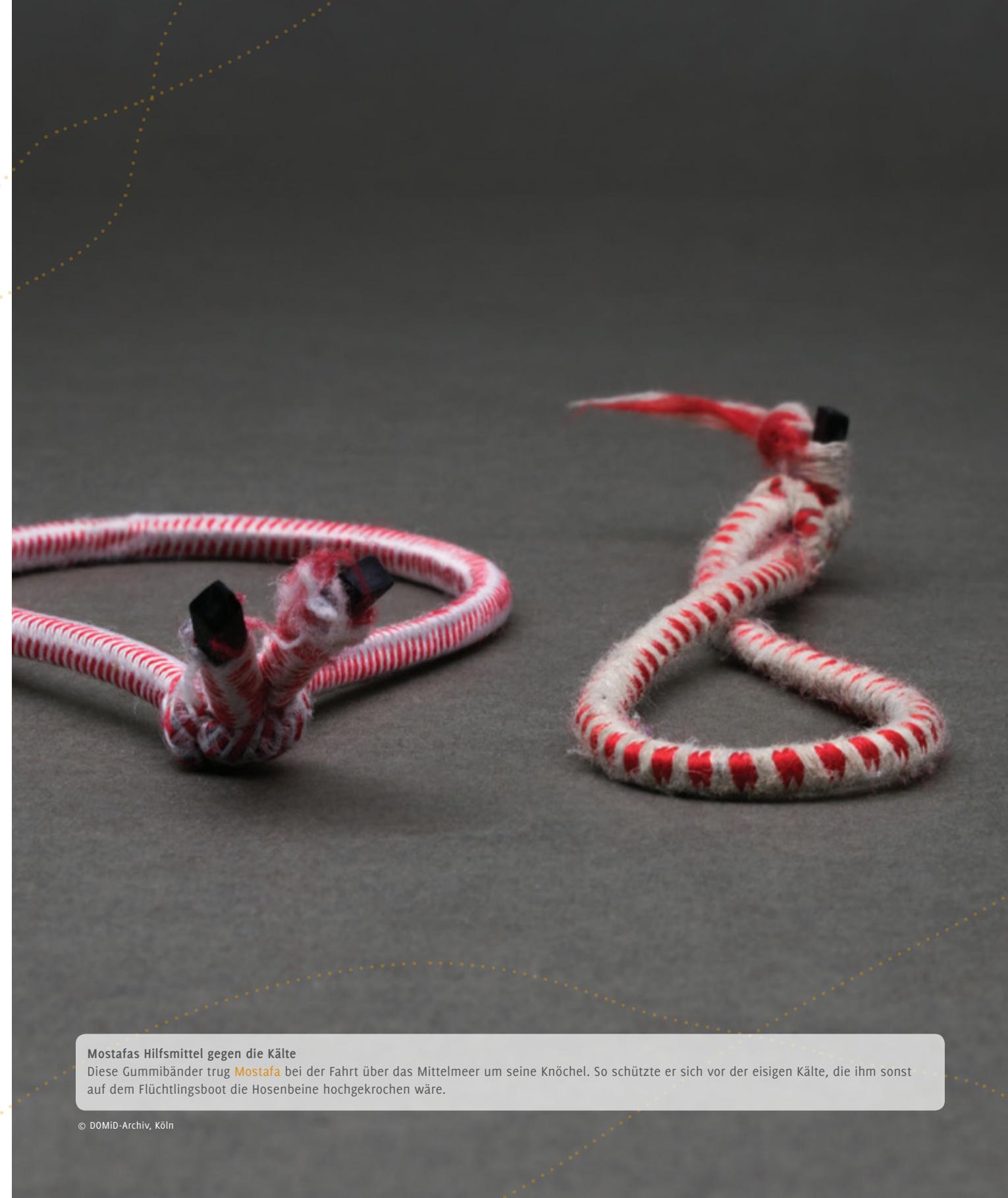
die im Rahmen des Projekts „Refugee Stories Collection“ interviewt werden konnten. Haregitu floh bereits im Kleinkindalter mit ihren Eltern aus Eritrea, da ihrem Vater die Zwangsrekrutierung zum Militär drohte. Im Sudan

lebte sie bis zum 16. Lebensjahr und besuchte dort eine christlich-orthodoxe Schule. Im Sudan gab es regelmäßig willkürliche Verhaftungen, Erpressungen und Abschie-

bungsdrohungen. Aufgrund der sich verschlimmernden Situation beauftragte Haregitu zusammen mit Bekannten einen Schlepper, der sie nach Libyen bringen sollte. In der Wüste erlebte sie Hunger, Durst, Vergewaltigung und Folter. Die Essens- und Wasserrationen auf dem Weg waren rasch aufgebraucht. Teilweise musste sie mit Benzin vermisches Wasser trinken. Als Haregitu in Libyen ankam, brachte man sie ins Gefängnis. Ein Schlepper half ihr, freizukommen. Sie sagt, dass die Schlepper vieles versprochen. Nachdem sie das Geld erhalten haben, könne aber alles passieren. Manche tauchen unter, ziehen die Überfahrt in die Länge oder verkaufen einen weiter an einen anderen Schlepper, der wiederum zusätzliches Geld verlangt. Schließlich gelangte Haregitu auf ein Boot, auf dem sich 600 andere Personen auf dem Weg nach Italien befanden. Auf dem Mittelmeer wurde das Boot von einem internationalen Hilfsschiff gerettet. Da sie noch minderjährig war, kam Haregitu in ein italienisches Kloster. In dem kleinen Dorf, in dem sich das Kloster befand, sah sie jedoch keine Perspektive für sich. Ein Eritreer, den sie in Italien kennengelernt hatte, half ihr, zu einer Freundin nach Rom zu reisen. In Rom lebte sie mit ihrer Freundin auf der Straße oder auf Baustellen. Gemeinsam baten sie fremde Menschen um Geld für die Weiterreise nach Deutschland und nahmen schließlich einen Zug von Rom über die Schweiz nach Deutschland.

„Ich finde das Leiden und die Gefahr in der Wüste von Sahara schlimmer als die Gefahr auf dem Mittelmeer, weil die Reise nach Italien ein schnelles Ende hat.“

Michael



Mostafas Hilfsmittel gegen die Kälte

Diese Gummibänder trug Mostafa bei der Fahrt über das Mittelmeer um seine Knöchel. So schützte er sich vor der eisigen Kälte, die ihm sonst auf dem Flüchtlingsboot die Hosenbeine hochgekrochen wäre.

Dass eine bessere Aufklärung über die Gefahren und Realitäten der gefährlichen Überfahrt über das Mittelmeer und eine informierte Unterstützung der Flüchtenden die Lage entdramatisieren könnte, dokumentiert **Tamagns** Geschichte. Tamagn ist als Ältester von vier Geschwistern in einer Großstadt in Äthiopien geboren. Seine Eltern starben, als er in der 11. Klasse war. Er brach die Schule ab, um sich um die Geschwister zu kümmern. Für einige Zeit war er auf „die schiefe Bahn“ geraten, aber er sagt, dass sich das änderte, als er sich in eine junge Eritreerin verliebte, die als Geflüchtete in Äthiopien lebte. Sie bekamen ein Kind. Als sich Ende der 1990er Jahre der Konflikt zwischen den beiden Ländern weiter zuspitzte, nahmen auch die Gewalttaten gegen Eritreer*innen in der Hauptstadt immer mehr zu. Nach der Geburt der zweiten Tochter beschloss die Familie, das Land zu verlassen, da sie sich nicht mehr sicher fühlten und bereits einmal körperlich angegriffen worden waren.

Sie gingen zunächst in den Sudan, wo sie in einem Flüchtlingscamp unterkamen. Anschließend machten sie sich weiter durch die Sahara auf den Weg nach Libyen, um von dort aus über das Mittelmeer nach Europa zu kommen. Schon beinahe in Tripolis angekommen, wurde die Familie von der libyschen Polizei verhaftet, da sie illegal ins Land eingereist waren und keine Durchreisepapiere vorweisen konnten. Sie wurden in getrennten Gefängnissen untergebracht. Der Fall wurde schließlich vom Hohen Flüchtlingskommissar der Vereinten Nationen (UNHCR) dokumentiert. Das Amt informierte sie außerdem über die Gefahren bei der illegalen Überquerung des Mittelmeeres. Tamagn beschloss aufgrund der detaillierten Information, von Libyen aus Asyl in Italien zu beantragen. Dem Antrag wurde stattgegeben, sodass die Familie 2009 direkt nach Italien ausfliegen konnte und sich den Gefahren einer Mittelmeerüberquerung nicht aussetzen musste.

Route durch Europa

Die Wege der Menschen, die aus den Balkanländern nach Deutschland kamen, gestalteten sich sehr divers, da es teilweise von Schleppern organisierte Autofahrten nach Westeuropa gab, andere Menschen sich aber auch mit ihren eigenen Fahrzeugen, einem regulären Bus oder per Flugzeug auf den Weg machten. Generell sind die Fluchtwege aus dieser Herkunftsregion im Vergleich mit den anderen zwei Herkunftsregionen weniger gefährlich. Vor allem haben diejenigen Flüchtenden auf der Reise weniger Probleme, die über eine doppelte Staatsbürgerschaft verfügen, von denen eine ein EU-Land abdeckt. Andere müssen darauf hoffen, möglichst sicher und ohne Kontrollen in Deutschland anzukommen.

Bilhan ist Roma und staatenlos. Obwohl er in Skopje geboren wurde, verweigerten die Behörden ihm nach dem Zerfall des ehemaligen Jugoslawiens die mazedonische Staatsbürgerschaft. Bereits von 2007 bis 2013 lebte die Familie mit dem Asylbewerberstatus in Deutschland. Zwei Tage vor der geplanten Anhörung bei der Härtefallkommission Ende August 2013 wurde die Familie nach Mazedonien abgeschoben. Bilhan hätte als einziger Staatenloser der Familie in Deutschland bleiben können, entschied sich aber, mit seiner Familie zusammen zurückzugehen. Nach zwei Jahren fortwährender ethnischer Diskriminierung in Mazedonien reisten erst seine Frau mit den gemeinsamen Kindern, dann Bilhan selbst erneut aus. Als er die Grenze zwischen Serbien und Ungarn zu Fuß passieren wollte und eine geeignete Stelle zum Übertritt suchte, geriet Bilhan in eine Notsituation:

„Ich verbrachte sechs Stunden im Wald. Das war sehr schlimm. Da waren Tiere, ich brauchte Wasser. Sechs Stunden lang habe ich mich zu einer Straße durchgekämpft. Ich habe zu Gott gebetet, dass die

Polizei kommt oder irgendwelche Grenzkontrolleure, damit sie mich retten. Das war lebensgefährlich. Und es ist passiert: Die Polizei ist gekommen und hat mich verhaftet, in Ungarn. Danach musste ich ein paar Tage in einer Flüchtlingsunterkunft bleiben. Da waren sehr viele Leute. Ich habe alles mit den aktuellen Flüchtlingen erlebt, also den Kriegsflüchtlingen aus Syrien. Ich war mit ihnen zusammen. Ich war ein paar Tage dort, danach war ich zwei Tage in einem Gefängnis. Da haben sie uns gehalten wie die Affen.“

Die Reise auf eigene Faust birgt, wie Bilhans Geschichte zeigt, gewisse Gefahren. Viele Menschen geben sich auch hier, wie auf anderen Fluchtrouten, in die Hände von Schleppern, die die Gefahren und Systeme auf den Strecken kennen und einen reibungslosen Ablauf versprechen. **Waled** floh aus Syrien in die Türkei, nachdem der sogenannte Islamische Staat ihn und 13 seiner Familienmitglieder verhaftet und zehn Tage in Gewahrsam genommen hatte. Zusammen mit seinem Bruder nahm er zunächst den Weg über das Mittelmeer auf einem Schlepper-Boot von Izmir nach Griechenland. Waled erinnert sich sehr genau an die etappenreiche Reise über Land ab der Grenze zu Mazedonien:

„Der erste Versuch war mit einem Taxifahrer, der ein Hotel in Mazedonien hatte. Er kam uns an der Grenze abholen. Wir wussten nicht, was passiert. Die Polizei fasste uns und brachte uns an die griechische Grenze zurück. Wir blieben dort etwa 15 Tage und versuchten es über einen anderen Ort. Ein Schlepper brachte uns zu einem Berg und dann zum zweiten und dritten Berg. Es war Winteranfang, kalt und Regen. Viele wurden müde und sind zurückgegangen. Nur wir blieben, ungefähr fünf Syrer und etwa 25 Afghanen. Die Afghanen haben einen Schlepper aus Mazedonien bestellt. Wir haben mit

ihm gesprochen. Er verlangte 1.500 Euro nur bis Serbien. Wir sind dann mitgefahren. Es war sehr schwierig. Wir waren 2,5 Stunden eingeschlossen. [...] Das Auto war ein Kühltransporter für Tierfutter. Es gab nur einen Eingang für uns an der Seite. Das Auto konnte wegen des Schlamms nicht weiterfahren. Eine Viertelstunde mehr und wir wären alle tot. Ein Gefängnis. Wir sind dann zwei Stunden zu Fuß zum Haus des Schleppers gelaufen. Dann sind wir mehr als sechs Stunden in die Berge gelaufen. Er sagte, wenn wir 60 Euro mehr bezahlen, besorgt er uns ein Auto. Wir wollten nicht: ‚Lass uns zu Fuß gehen!‘ Wir sind etwa zwei Tage an der serbischen Grenze geblieben, bis andere Schlepper uns nach [Bulgarien] gebracht haben und von dort nach Serbien. Dort haben wir gelitten, bis wir die Grenze erreichten. [...] Das Auto war ein Taxi. Alle 12 Menschen sind eingestiegen. Mein Bruder, ich und noch eine Person hinten und die neun auf dem Rücksitz. Im Auto gab es natürlich keine Sitze.

Wir sind in Belgrad angekommen. Er hat 150 Euro von uns verlangt. Wir haben uns um 02:00 Uhr nachts der Polizei gestellt. Sie haben uns zum Camp geschickt. Wir haben zwei Nächte im Hotel übernachtet und sind danach zum Camp gegangen, um zu erfahren, wie wir weiter vorgehen können. Ich habe einen Freund getroffen, der erzählt hat, dass es einen Schlepper von Serbien nach Budapest gibt. Er verlangt 100 Euro mit seinem Auto. Wir haben zugesagt. Wir waren fünf Leute. Wir mussten noch eineinhalb Stunden zu Fuß gehen und dann kamen wir in Budapest an. Ein Auto sollte auf uns in Ungarn warten, war aber kaputtgegangen. Wir haben alle Schlepper angesprochen, es hat aber nicht geklappt. Der Schlepper hat uns ein weiteres Auto organisiert. Wir haben im Hotel gewartet und wussten nicht wohin, weil wir Angst hatten, dass wir von der Polizei registriert werden. Das Auto kam und wir sind direkt von Budapest bis Hamburg gefahren.“



Muscheln sammeln auf dem Weg

Gjulsefa und Sadet fuhren über Griechenland mit der Fähre nach Italien. Beim Warten auf die Fähre sammelten die vier Kinder der Familie am Strand Muscheln, die sie nach der Ankunft in Deutschland den Menschen schenkten, denen sie begegneten. Die Muschel aus der DOMiD-Sammlung ist die letzte aus dieser Zeit.

Nicht alle erinnern sich so detailliert wie Waled an die verschiedenen Etappen ihrer Flucht. Besondere Momente, wie sie Shapour zu berichten hat, bleiben jedoch in langfristiger Erinnerung. Shapour wuchs in einer neunköpfigen, kurdischen Familie im Iran auf. Er selbst war offen islam-kritisch, weshalb ihm auch der Zugang zur Universität versagt blieb. Beim Militärdienst lernte er einen Christen kennen, mit dem er „endlich“, so betont es Shapour, über Religion debattieren konnte. Nach der Beendigung des Militärdienstes erlitt sein Vater einen Herzinfarkt. Aufgrund seiner kurdischen Herkunft verwehrte man ihm in Teheran die Behandlung. Wegen der erfahrenen Diskriminierung und eingeschränkten Religionsfreiheit sah Shapour keine Zukunft mehr für sich im Iran. Auf seinem Weg Richtung Europa erfuhr Shapour in der Türkei eine gastfreundschaftliche Geste, die bei ihm einen bleibenden Eindruck hinterließ:

„Als ich in der Türkei ankam, habe ich mein Handy eingeschaltet, [...] aber die gesamten Informationen waren gelöscht. Ich hatte kein Geld und war gezwungen, am Flughafen zu übernachten. Dort habe ich eine junge türkische Frau kennengelernt [...] und sie half mir und kaufte mir zwei Handykarten zum Telefonieren.“

Kleine Hoffnungsschimmer wie Shapours Erlebnis, vor allem auch mit ehrenamtlichen Helfer*innen, halfen den Flüchtenden, ihr Ziel auf den oftmals unberechenbaren Wegen nicht aus den Augen zu verlieren. Einige Interviewpartner*innen hatten dabei nicht zwingend Deutschland als Ziel ins Auge gefasst und bereits eine längere Zeit in anderen europäischen Ländern gelebt,

bevor sie nach Deutschland kamen. Die Aufnahmesituation von Geflüchteten in Italien wurde in diesem Zuge mehrmals als katastrophal beschrieben. Auch wenn einige dringend notwendige medizinische Versorgung mit längeren Krankenhausaufenthalten ermöglicht bekamen, erhielten sie ansonsten kaum Unterstützung. Viele wurden dort obdachlos und reisten deshalb nach einiger Zeit nach Deutschland weiter. Einige der Interviewpartner*innen erzählten, dass sie bereits von abschreckenden Geschichten gehört hatten und deshalb direkt zu vermeiden versuchten, Fingerabdrücke abzugeben, um nicht gemäß der Dublin-Verordnungen wieder nach Italien zurückgeschickt zu werden. Sobald Asylsuchende registriert sind, können sie nicht

„Italien ist nicht schlecht, um dort zu leben, aber wenn man kein Geld oder keine Arbeit hat, kann man es dort nicht aushalten. Viele meiner Freunde aus Italien rufen mich an und fragen mich nach meinen Erfahrungen, um auch nach Deutschland zu kommen. Aber ich mache denen keine große Hoffnung, weil jeder seine individuellen Erfahrungen macht.“

Geteye

problemlos einen Asylantrag in einem anderen europäischen Land stellen. Zudem gab es einige Fälle, in denen Geflüchtete bereits in Frankreich, der Schweiz oder Belgien Asyl gesucht hatten und nach einer Ablehnung nach Deutschland kamen.

3.3 Nach der Flucht: Ankommen in Deutschland

Die Ankunft der Geflüchteten löste 2015 in Deutschland erregte Diskussionen aus, die bis heute andauern. Ein Teil der Bevölkerung fühlte sich von den heraufbeschworenen „Massen“ bedroht und schloss sich rassistischen Bewegungen an. Andere entschieden sich für einen Weg der Menschlichkeit, viele von ihnen engagierten sich ehrenamtlich, um bei der Aufnahme der Geflüchteten mitzuhelfen.

Diesen Zwiespalt in der Gesellschaft nahmen auch die Geflüchteten wahr, wobei der erste Eindruck in den meisten Fällen überaus positiv ausfiel.



Begegnungen an der Drehscheibe

Die „Drehscheibe“ am Flughafen Köln/Bonn wurde 2015 als eine von drei Verteilungszentren in Nordrhein-Westfalen eingerichtet. Geflüchtete, die mit Sonderzügen aus Süddeutschland anreisen, wurden von städtischen und ehrenamtlichen Helfer*innen mit Informationen, Nahrung und Kleidung und weiteren Hilfsangeboten versorgt, bevor sie mit Bussen an Aufnahmeorte weitergeleitet wurden.

© Bernd Lauer / DOMID-Archiv, Köln

Yaser erinnert sich an die Erleichterung, die er und seine Familie verspürten, als sie die deutsche Grenze erreichten: „Als wir in einem Zug von Österreich nach Deutschland saßen, konnten wir ruhig atmen. Hier ist es selbstverständlich, dass jede Person, auch die Kleinen, einen Sitzplatz hatten.“ Viele betonten, dass sie erst in Deutschland wieder eine menschenwürdige Behandlung erfuhren. Arkebe war in Eritrea aufgrund seiner kritischen Äußerungen über das repressive politische System mehrfach inhaftiert worden. Arkebe vergleicht:

„Hier [in Deutschland] gibt es Demokratie und Redefreiheit. [...] In Eritrea kann man nicht sagen, was

man denkt. Sobald man etwas Falsches gesagt hat, kommt man ins Gefängnis. Hier kann man offen sprechen, auch auf Ämtern. Ich habe nach 20 Lebensjahren ein richtiges Menschenrecht in Deutschland erlebt, ich kannte es vorher noch nicht. Seitdem weiß ich, dass ein Mensch eine Würde hat. [...] Das ist unglaublich, dass diese Würde auch geachtet werden kann!“

Die psychische Belastung durch die Erfahrungen vor und auf der Flucht war für einige so allgegenwärtig, dass sie die neuen Lebensbedingungen und -anforderungen nur schwer alleine bewältigen konnten. Eine angemessene psychologische Betreuung ist in den seltensten Fällen möglich – noch seltener in der Herkunftssprache. Die Beschwerden reichen von körperlichen Beeinträchtigungen (beispielsweise Rückenschmerzen) bis zu schweren psychischen Belastungen (wie Schlafstörungen, Depressionen). Jabo, der aus Westafrika über Mali, Algerien, Marokko, Libyen und Italien geflohen war und über Jahre körperliche Gewalt erfahren hat, erhielt in Deutschland die Nachricht, dass seine Mutter kürzlich bei einem Autounfall in seinem Herkunftsland verstorben ist. Zu den körperlichen und psychischen Folgen der Flucht kam eine große Trauer und Sorge um die Familie in der Heimat hinzu:

„Jetzt habe ich seit drei Monaten nicht geschlafen. [...] Ich ging ins Krankenhaus und die sagten: ‚Dein Kopf ist kaputt. [...] Du denkst immer. Immer denkst du an deine Familie, deine Mutter... Du bist jung.‘ Ich kann [aber] nicht zurück. Das ist ein Problem.“

Das Ankommen in Deutschland stellte zwar für viele der Interviewten zum einen eine Erleichterung dar, zum anderen sind die ersten Jahre für die meisten Asylbewerber*innen auch von Unsicherheit, Angst und Frustration geprägt. Die mangelnden Sprachkenntnisse,

„In Deutschland habe ich meine Menschenwürde erlangt. Das hatte ich nicht mal in meinem eigenen Land.“

Bruk

die Komplexität der bürokratischen Systeme, die ständige Angst vor einer Abschiebung, Diskriminierungserfahrungen, die schleichende Einsamkeit und die diversen Anforderungen der neuen Lebensumstände, die direkt auf die monate- oder jahrelangen Fluchtwege folgen, stellen für einige große, für andere kleine Herausforderungen dar. Dementsprechend unterschiedlich gestalten sich auch die Perspektiven auf die Wohnverhältnisse in Deutschland, die Aufnahme in die deutsche Gesellschaft und die persönlichen Zukunftsaussichten.

Wohnverhältnisse

Die meisten der Interviewpartner*innen waren zum Zeitpunkt, als das Projekt startete, bereits mehr als ein Jahr in Deutschland und hatten mitunter an mehreren Wohnorten gelebt. Die sogenannte „Willkommenskultur“ im Herbst 2015 in den größeren Städten und die Bewältigung der logistischen Herausforderungen bei der Ankunft von Geflüchteten wurden mehrfach als positiv hervorgehoben. Dennoch waren die Strukturen und neuen Lebensverhältnisse für viele zunächst fremd und unübersichtlich, so wie auch für Shervin:

„Vor [der Ankunft in Deutschland] hatten wir keine Erfahrung. Wir waren deshalb überrascht. Wir wussten nicht, wie das System funktioniert. Am ersten Tag haben wir uns in einer Stadt [in Hessen] der Polizei übergeben. Dort waren viele Menschen und der Druck war groß. Wir haben die Nacht in einem Zimmer ohne Kopfkissen verbracht. Am nächsten Tag haben wir bis nachmittags gewartet, bis wir ein

kurzes Interview machen konnten, damit wir einem Ort zugewiesen werden konnten. Wir wurden dann einer Stadt [im Rheinland] zugewiesen. Eine schöne touristische Stadt.

Im Asylheim waren Menschen aus unterschiedlichen sozialen Schichten. Wir hatten einen Raum mit genügend Betten für uns und gemeinsame Badezimmer und gemeinsame Toiletten. Die Menschen aus unterschiedlichen sozialen Schichten haben natürlich unterschiedliche Gewohnheiten. Darunter haben wir etwas gelitten. Wir waren auch an das Essen nicht gewohnt. Gott sei Dank haben wir aber nicht lange im Heim gewohnt. Nach 20 Tagen sind wir in eine Wohnung gewechselt. Wir hatten Glück und haben dann in einer Wohnung in einem kleinen Dorf gewohnt. Die Wohnung war im Dachgeschoß eines dreistöckigen Hauses. Es war einigermaßen eingerichtet, aber es fehlten Sachen, die für uns als Familie notwendig waren. Die Fenster benötigten auch eine Reparatur. Die Wohnung war weit weg ohne Einkaufsmöglichkeiten in der Nähe. Es war zu weit weg, um Einkaufsachen für eine Familie von fünf Personen zu tragen. Ich habe gelitten, um ehrlich zu sein. Danach habe ich etwas Deutsch gelernt und konnte mich mit einem Taxifahrer einigen. Ich habe dann die Basis-Sachen einmal in der Woche mit dem Taxi transportiert. Die Kinder sind direkt zur Schule gegangen. Wir sind zu Hause geblieben und haben versucht, die Sprache zu lernen.“

Auch Waled, der mit 27 Jahren nach Deutschland kam, erinnert sich an den kleinen Ort in der Nähe von Hamburg, in dem er zuerst leben sollte:

„Der Ort bestand nur aus einem Heim. Der nächste Ort war fünf Kilometer zu Fuß entfernt. Oh mein

Gott: Aus einem Leben zu keinem Leben. [...] Vor Jahresende haben sie uns zu einem anderen Heim in Mecklenburg-Vorpommern geschickt. [...]. Wir sind dort zwei Monate geblieben und haben nach einer lebendigen Stadt gesucht und kamen dann nach Essen. Hier haben wir viele nette Leute kennengelernt.“

Besonders für jüngere Geflüchtete sind größere Städte aufgrund ihrer Diversität, der gut ausgebauten öffentlichen Verkehrsmittel und der zahlreichen, teilweise auf sie zugeschnittenen Angebote ein beliebtes Ziel. Viele Geflüchtete, die auf dem Land lebten, berichten von fehlenden Beschäftigungsmöglichkeiten, Isolation sowie einer im Vergleich zum urbanen Raum stärkeren Ablehnung durch die Bevölkerung.

Die meisten interviewten Geflüchteten, die nicht im Zuge einer Familienzusammenführung nach Deutschland gekommen waren, wurden zunächst in Massenunterkünften und Heimen untergebracht. Familien erhielten in der Regel eigene Räume, während allein reisende Menschen in Mehrbettzimmern ohne jegliche Privatsphäre untergebracht wurden. **Homira** lebte zum Zeitpunkt des Interviews noch in einem Asylheim, in der sie keine Möglichkeit hatte, sich zurückzuziehen oder ihre Kleidung einzuschließen: „Im Moment wohne ich in einem Raum mit zwei anderen Flüchtlingen [...]. Mein Kleiderschrank hat kein Schloss und man klaut andauernd meine Sachen.“ Dass neben den Schränken auch die Zimmer nicht abschließbar sind, soll ermöglichen, dass auch in Notfällen schnell von außen eingegriffen werden kann. Allerdings kehrt auf diese Weise auch keine richtige Ruhe ein, beklagt **Salim**. Er hat einen Studienabschluss in Landwirtschaft, war in seinem Herkunftsland als Englischlehrer tätig und arbeitete im Verteidigungsministerium, bis Oppositionelle einen Mordanschlag auf ihn verübten.

Daraufhin verließ er das Land und versucht nun, in Deutschland sein Studium fortzusetzen. Dafür benötigt er gute Deutschkenntnisse. Aufgrund der Wohnsituation in seiner Flüchtlingsunterkunft käme er allerdings nicht so schnell voran, wie Salim es sich wünscht:

„Die Einwohner in der Flüchtlingsunterkunft schlafen den ganzen Tag, weil sie nichts zu tun haben und bleiben die ganze Nacht wach. Ich kann nicht schlafen, weshalb ich tagsüber beim Deutschkurs nicht 100% anwesend und konzentriert sein kann.“

Während **Arif** seine Unterkunft mit einem „Gefängnis“ gleichsetzt, empfinden andere die Situation als akzeptabel. **Mohammed** berichtet:

„Als ich in Deutschland ankam, war die Situation in der Asylunterkunft gut. Es ist richtig, dass wir mit zehn Personen in einem Zimmer gewohnt haben. Es war aber gut, was das Essen angeht, aber auch der Umgang und die Bemühungen der Unterstützer seitens des DRK waren gut. Sie haben uns sehr unterstützt.“

Mohammed bemerkt aber auch:

„Auf der anderen Seite gab es Angestellte, die unsere schwierige Lage ausgenutzt haben. Es hat nichts geholfen, als wir friedlich nach der Verbesserung unserer Situation gefragt haben. Sie haben unsere Anfragen abgelehnt und damit begründet, dass die Regierung es so will. [...] Sie haben geblockt und uns viele Rechte und uns zustehende Unterstützung verweigert.“

Viele der Geflüchteten mit Roma-Herkunft waren in ihren Herkunftsländern teilweise obdachlos. Das **Ehepaar Saciri**

aus Albanien erinnert sich an die Unterbringung in der ersten Unterkunft nach ihrer Ankunft in Deutschland:

„Es waren bis zu 500 Leute im Schlafsaal. Wir schliefen auf [Feld-]Betten. Gott sei Dank war es gut. Wir hatten zu essen und eine Schlafmöglichkeit. Es war besser im Saal als in Albanien. Dort schliefen wir auf den Wegen.“

Das Ziel ist dennoch meist, möglichst schnell in Privatwohnungen oder Wohngemeinschaften umzuziehen, um mehr Privatsphäre und Rückzugsmöglichkeiten zu haben – wenngleich die Wohnungssuche für Geflüchtete aufgrund eines Mangels an bezahlbarem Wohnraum, viel Bürokratie und großer Skepsis seitens der Vermieter*innen schwer ist. Ein gesicherter Aufenthaltstitel ist häufig Voraussetzung für den Umzug von einer Asylunterkunft in eine Privatwohnung. **Farid** beklagt dabei eine Ungleichbehandlung von Asylbewerber*innen. Als Afghane habe er weniger Chancen als andere, sich eine langfristige Perspektive in Deutschland aufzubauen. **Farid** organisierte nach seinem Studium in Afghanistan Unterricht für Analphabet*innen. Zugleich informierte er die Menschen über die Taliban. Durch mehr Bildung wollte er religiösem Fanatismus und Aberglauben entgegenwirken. Durch seine politischen Aktivitäten wurde sein Name bekannt und er wurde unter anderem von Taliban-Anhängern bedroht. **Farid** verlor seine Arbeit und auch sein ehrenamtliches Engagement wurde unterbunden. Seine Familie drängte ihn schließlich dazu, aus Sicherheitsgründen das Land zu verlassen. In Deutschland würde er gerne wieder aktiver werden und sich eine Zukunft aufbauen. **Farid** hat jedoch das Gefühl, ihm würden Steine in den Weg gelegt:

„Es ist so, dass wir [die Bewohner*innen] manchmal gleicher Meinung waren und andersmal anderer Meinung. Wir wussten aber, dass dies eine temporäre Situation ist, die verändert werden muss.“

Mohammed über das Zusammenleben in der Asylunterkunft

„Im Allgemeinen dürfen die Afghanen keine Wohnung mieten und wenn sie selbst eine Wohnung finden, gibt man ihnen keine Genehmigung. Es stimmt [theoretisch], dass sie rechtlich sagten, man kann eine Wohnung unter bestimmten Voraussetzungen mieten, aber das stimmt so nicht.“

Zukunftsperspektiven

Die meisten der Interviewten planen ihre langfristige Zukunft in Deutschland, da sie keine Hoffnung hatten, dass sich die Situationen, vor denen sie aus den Her-

kunftsändern geflohen sind, in Kürze bessern würden. Es gibt beispielsweise keine verlässlichen Anzeichen dafür, dass die ethnische Diskriminierung von Roma in Südost- und Osteuropa in naher Zukunft beigelegt wird.

Aliov ist im Jahr 2015 im Alter von 50 Jahren aus Mazedonien ausgewandert.

Seine doppelte Staatsbürgerschaft

(mazedonisch-bulgarisch) erlaubte eine unkomplizierte Einreise und einen gesicherten Aufenthaltsstatus in Deutschland. Eine seiner zwei Töchter lebte bereits in Nordrhein-Westfalen, was ihm das Ankommen in Deutschland erleichterte. Er fand schnell eine Anstellung als LKW-Fahrer und konnte seine Frau **Ajser** nachholen, die wiederum zeitnah einen Job fand. Als sie eine Vier-Zimmer-Wohnung beziehen konnten, zogen auch ihre zwei weiteren Kinder und Enkelkinder nach Deutschland. Inzwischen haben alle erwachsenen Familienmitglieder eine geregelte Arbeit, außer der Schwiegertochter, die auf die Kinder aufpasst. Als nächstes Ziel möchte **Aliov** in den nächsten Jahren ein Eigenheim erwerben:

„Wir wollen zuerst, dass unsere Dokumente hier in Ordnung sind, der Aufenthaltsstatus gesichert ist, die Arbeit auch. Mit der Arbeit sind wir zufrieden im Moment. Das, was wir gesucht haben, haben wir gefunden. Als Nächstes wollen wir stabiler werden. Die Kinder sollen zur Schule gehen und ich möchte später langfristig gesehen auch ein Eigenheim für meinen Sohn kaufen. Und dass die Schwiegertochter die Sprache lernt, einen Kurs besucht, um die Sprache zu optimieren, damit sie eine Beschäftigung findet. Schauen wir mal... Gott weiß, ob wir das schaffen.“

verloren. Ich habe mein Studium verloren. Ich habe alles verloren. Ich hatte nichts. All meine Erinnerungen waren weg. Ich kann die Sprache nicht. [...] Seitdem ich aus Syrien gekommen bin, kann ich nichts tun. Nur zu Hause bleiben und nichts tun. Mein Gott, warum bin ich dort weggegangen? Ich wollte nicht hierher kommen. Ich wollte dort bleiben.“

Bildungs-, Ausbildungs- und Arbeitsmöglichkeiten nannten die Interviewpartner*innen häufig als besonders wichtige Weichenstellungen für eine erfolgreiche Zukunft in Deutschland. Die Ausgangssituation gestaltet sich dabei für Roma besonders schlecht, weil sie oft keinen hohen Bildungsstand aufweisen können, da ihnen der Zugang zu grundlegender Bildung bereits in ihren Herkunftsländern aufgrund von Diskriminierung verwehrt wurde oder weil sie – wie zum Beispiel im Kosovo – nicht zwischen die Fronten anderer ethnischer Gruppen geraten wollten. **Fadilj** berichtet:

„Ich wünsche mir zum Beispiel, dass das mit dem Aufenthalt so weitergeht. Normal zu arbeiten wie jeder normale Mensch. Ich habe keinen großen Plan, reich zu werden, aber ein mittleres Leben mit meiner Familie, das wünsche ich mir. Dass wir alle arbeiten und dass wir haben, was wir brauchen. Das würde schon reichen.“ Bilhan

„Ich habe nur fünf Jahre die Schule besucht. Solange es keine Probleme gab. [...] Dann konnten wir die Schule nicht mehr besuchen. Die Albaner schlugen uns. Sie schlugen uns, weil wir die serbische Schule besuchten.“

Vor allem syrischen Geflüchteten, die vor der Flucht ein Leben in relativem Wohlstand führten, wird schnell deutlich, dass sie in Deutschland zwar dem Krieg entgangen sind, aber den Lebensstandard, den sie zuvor hatten, nicht so schnell zurückerlangen können. **Hosam** bestätigt dies:

„Das System in Europa ist gut, und alles ist vorhanden. Bei uns in Syrien werden die Menschen motiviert, nach Europa zu reisen. Nachdem ich selbst hier angekommen bin, habe ich aber niemanden motiviert, nach Europa zu kommen. In Europa arbeitest du, bekommst aber nicht, was du willst. Dort hatte ich ein Haus, Land und alles. Hier werde ich wahrscheinlich sehr lange arbeiten, aber kein Haus bekommen.“

Dass diese Perspektive bei manchen zu Depressionen führen kann, zeigt **Shams'** Fall, die 2015 mit zwanzig Jahren und gut ausgebildet mit ihrer Mutter zum Vater nach Deutschland zog. Shams fühlt sich, als sei sie ihrer Zukunft beraubt worden:

„Ich bin fünf Monate zu Hause geblieben und war deprimiert. Es gab nichts. Ich habe meine Freunde

Für die albanische Schule hingegen reichten Fadiljs Sprachkenntnisse nicht aus. Er war zum Zeitpunkt des Interviews arbeitssuchend. Der Schulbesuch und die Ausbildung seiner sechs Kinder standen für ihn und seine Frau im Vordergrund.

Der freie Arbeitsmarkt bietet kaum Chancen für nicht-ausgebildete Geflüchtete. Leih- und Zeitarbeit, Befristung und Scheinselbstständigkeitsverhältnisse wurden von den Interviewpartner*innen als oftmals einzige Optionen der Erwerbstätigkeit genannt. Eingeschränkte oder ausbleibende Arbeitserlaubnisse führen zur Entwicklung informeller Erwerbsstrukturen, in denen die Geflüchteten kaum bis gar nicht geschützt sind. Das Projektteam erfuhr im Rahmen der Begleitung der Interviewpartner*innen von mehreren ausbeuterischen Arbeitsverhältnissen, in denen die Rechte der Geflüchteten nicht gewahrt wurden.

Der Zugang zum geregelten Arbeitsmarkt ist abhängig vom Aufenthaltsstatus einer Person und von Einzelfallentscheidungen. Die meisten Interviewpartner*innen verfügten zum Zeitpunkt der Befragung über eine Aufenthaltserlaubnis von ein bis drei Jahren oder eine Aufenthaltsgestattung, da sie sich noch im Asylverfahren befanden. Menschen aus den sogenannten „unsicheren Herkunftsstaaten“ wie Iran, Syrien, Irak und Eritrea hatten am häufigsten eine Aufenthaltserlaubnis. Afghanistan gilt trotz andauernder Anschläge und Gefechte als „sicherer Herkunftsstaat“. **Kazem** aus Afghanistan hatte zum Zeitpunkt der Interviews bereits zwei Ablehnungen auf Asylanträge vom BAMF erhalten. Er fragt, warum zwischen Asylbewerber*innen Unterschiede gemacht werden:

„Ich habe hier viele Freunde aus meinem Heimatland und ich spreche viel Arabisch. Ich lese täglich die Nachrichten über Syrien im Internet, Facebook, und da ist mein zu Hause.“ Saleh

„Warum nur Afghanen? Ich kann nicht verstehen, warum. [...] Es gibt so viele Einwanderer in diesem Land, aber warum müssen Afghanen zurückgehen? Und diese Geschichte hat eine verheerende Wirkung auf unser tägliches Leben.“

Viele Interviewpartner*innen berichteten davon, ihre Asylverfahren als langatmig und intransparent empfunden zu haben. Hierbei seien vor allem sprachliche Barrieren relevant gewesen, die häufig zu Frustration und Isolation geführt hätten. Ein Viertel der interviewten Personen lebte mit dem Status der „vorübergehenden Aussetzung der Abschiebung“, auch Duldung genannt, in Deutschland.

Familie Limani, die 2013 im Kosovo von einem Mob gewaltsam überfallen und schließlich aufgrund ihrer ethnischen Zugehörigkeit zu den Roma aus dem Land vertrieben wurde, wurde während der Projektlaufzeit in den Kosovo abgeschoben und ist inzwischen nach Serbien umgezogen. Vorher hatte Enver Limani im Interview seine Verzweiflung zum Ausdruck gebracht:

„Hier macht man mir Druck, dass ich zurückkehren muss in den Kosovo. Wo soll ich denn hin zurückkehren? Da habe ich kein Haus mehr. Da gibt es niemanden von unserem Volk mehr. Ich weiß, wenn ich zurückkehre, dann werde ich umgebracht, zusammen mit meiner Familie. Ich weiß nicht, wo ich hingehen soll. Dann sollen mich lieber hier die Deutschen umbringen. Dann weiß ich, ich sterbe in einem reichen Land, und nicht dort, wo sie uns wegwerfen wie Hunde.“

Aufnahme in die deutsche Gesellschaft

Die eingangs erwähnte Polarisierung der Gesellschaft zwischen „Willkommenskultur“ und „Überfremdungsangst“ haben die meisten der Interviewpartner*innen am eigenen Leib erfahren. Einige berichteten von negativen Erfahrungen in der Begegnung mit ihren Mitbürger*innen, vor allem in ländlichen Gebieten und in Regionen Süd- und Ostdeutschlands. **Homira** erinnert sich an einen ihrer ersten Aufenthaltsorte in einer Kleinstadt:

„Ich bin als Letzter gekommen, weil ich mein Land nicht verlassen wollte, und die vertreiben mich als Erstes. Ich weiß nicht, warum. Ich mache doch keine Probleme, bin kein Säufer, kein Spieler, kein Krimineller, ich bin doch kein Problem.“

Enver über seine bevorstehende Abschiebung

„In Deutschland lebte ich in einer kleinen Stadt, ich dachte, diese Menschen haben noch nie einen Ausländer gesehen. [...] Ich sprach manchmal Englisch mit den Leuten, aber auch wenn sie Englisch gekonnt hätten, hätten sie auch nicht geantwortet.“

Shams zog 2015 im Zuge einer Familienzusammenführung mit ihrer Mutter nach Leipzig zu ihrem Vater, wo sie rassistisch angefeindet wurden:

„Sie mögen keine Flüchtlinge [in Leipzig]. Ich habe viel leiden müssen. Ich trage Kopftuch. Islam und Rassismus passen nicht zusammen. Viele haben uns gefragt, ob wir Araber seien und so weiter, und haben uns belästigt. [...] Ich hatte viel Angst damals.“

Aufgrund des erlebten Rassismus zog Shams' Familie nach Nordrhein-Westfalen um. Sie wünscht sich, dort mehr Menschen kennenzulernen, mit denen sie sich anfreunden und austauschen kann.

Tsion verließ ihr Geburtsland in Ostafrika mit Mitte 20 zusammen mit einer Freundin. Von München aus wurden sie nach Ostdeutschland geschickt. Auch Tsion sagt, sie hätte sich dort nicht willkommen gefühlt. Bereits bei der Ankunft wurde sie auf dem Amt darauf hingewiesen, wie sie sich gegenüber der Bevölkerung zu verhalten habe. Obwohl sie sich an die Hinweise hielt, wurden sie und weitere Geflüchtete an ihrem neuen Wohnort beleidigt und bedroht. Tsion absolvierte trotzdem ihre Sprachkurse dort. Vor Ort eine Arbeit zu bekommen war allerdings nicht möglich. Eine Sozialarbeiterin und ein Migrant*innenverein halfen ihr schließlich, nach Nordrhein-Westfalen umzuziehen. Nach einem Praktikum in der Altenpflege hat sie eine Ausbildung begonnen.

Geflüchtete Frauen befinden sich meist in besonders schwierigen Situationen. Etwa ein Drittel der aktuell in Deutschland lebenden Geflüchteten ist weiblich. Dennoch tauchen diese in der öffentlichen Wahrnehmung kaum auf. Auch im Rahmen des Projektes war die Kontaktaufnahme mit Frauen deutlich schwieriger als mit Männern. Aufgrund unterschiedlicher, teils kultureller Faktoren bleiben geflüchtete Frauen häufig zu Hause und – auch als Folge daraus – ohne Chancen auf Erwerbsarbeit oder Weiterbildung. Sie sind, wenn nicht alleinreisend, an die Familie und damit meist besonders an ihren Mann gebunden, wodurch sie teilweise in einem starken Abhängigkeitsverhältnis stehen. Diese Frauen haben im Vergleich zu männlichen Geflüchteten daher oft weniger außerfamiliäre Kontakte und schlechtere Deutschkenntnisse. Zudem sind flüchtende Frauen, sowohl auf der Flucht als auch nach Ankunft in Deutschland, häufig sexualisierter Gewalt ausgesetzt und daher mitunter nachhaltig traumatisiert.



Darians Fußballschuhe

Darian aus dem Iran lebt seit 2015 mit seinem Vater in Nordrhein-Westfalen. Anfang des Jahres 2016 trat er in einen Fußballverein ein. Er besaß allerdings keine Fußballschuhe, und seine Familie konnte sich keine leisten. Der Verein spendierte ihm diese Schuhe auf Initiative des Trainers. Darians Traum ist es, Profifußballer zu werden.

Neben den erwähnten negativen Erlebnissen berichten die Interviewpartner*innen auch von Erfahrungen, die von Offenheit und Solidarität geprägt sind. Die Interviews bestätigen, dass es eine große Zahl engagierter, motivierter und aufopferungsbereiter Menschen in Deutschland gibt, die sich täglich für Geflüchtete einsetzen. Es wurde von ehrenamtlichen Deutschlehrer*innen berichtet, offenen Treffs und Cafés, zahlreichen Begleitungen zu Ämtern und Terminen und engagierten Nachbar*innen. Der Kontakt zu Deutschen wird dabei als sehr hilfreich hervorgehoben, wie zum Beispiel durch **Shervin**:

„Man will Deutsche kennenlernen. Sie kennen die Gesetze und wissen, was man tun muss. Ich weiß selbst nicht, was ich tun muss.“

Dass aber freundliche Ehrenamtler*innen, Sozialarbeiter*innen und Freund*innen alleine nicht ausreichen, um sich heimisch und glücklich zu fühlen, berichtet **Hekmatollah**. Er wurde aufgrund seiner beruflichen Tätigkeit in Afghanistan von Taliban-Anhängern mehrfach bedroht und angeschossen. Eine Rückkehr nach Afghanistan schließt er in nächster Zukunft aus. Er möchte seine Frau und drei Kinder so schnell wie möglich nach Deutschland holen. Ohne sie fällt Hekmatollah das Leben schwer:

„Wenn man fern von seiner Heimat ist, wo man aufgewachsen ist, wo die Familie und Freunde sind, ist es doch schwer, sich zu Hause zu fühlen. Die Menschen in Deutschland sind nett und höflich. Ich versuche mich hier wohl zu fühlen. Es ist schwer, aber es geht.“

4.

REFUGEE STORIES COLLECTION: EINE SAMMLUNG WERTVOLLER MIGRATIONS-GESCHICHTE(N)

Seit 2015 stehen die Themen Flucht und Migration unangefochten im Zentrum des politischen und medialen Interesses in Deutschland. Journalist*innen und Politiker*innen sprechen von „Fluten“ und „Zuwanderungswellen“, die über Deutschland hereinbrächen; Bilder von überfüllten Booten und kolonnenhaften Über-Land-Trecks dominierten vor allem in den Jahren 2015 und 2016 die Medienberichte. Rassist*innen nutzen die Gelegenheit, um heraufbeschworene Ängste vor „den Anderen“ weiter zu schüren. Eine realistische Darstellung und ein offener Gesprächsaustausch mit den Geflüchteten fanden und finden jedoch selten statt.

Die Interviews des Projekts „Refugee Stories Collection“ zeigen, dass die Mehrheit der Interviewpartner*innen trotz ihrer negativen Erfahrungen in der Heimat, auf der Flucht und trotz der weiterhin schwierigen Lebensumstände motiviert war, sich in Deutschland einzubringen. Sie wünschten sich, ihre Lebenssituationen – soweit es ihre Handlungsspielräume erlaubten – selbst in die Hand zu nehmen und zu verbessern. Viele gaben in den Interviews Hinweise auf die Ursachen von Problemen und auf Hürden, denen sie auf dem gesamten Weg begegneten und denen sie in Deutschland auch weiterhin ausgesetzt sind. So müssen sie zum Beispiel lange Zeiten des Wartens auf die Entscheidung über den Aufenthaltsstatus

aushalten und mit psychischen Traumata weiterleben, die sie an der persönlichen Weiterentwicklung hindern, da sie keine Behandlung bekommen.

Das Projekt „Refugee Stories Collection – Jede Geschichte zählt!“ hat die Stimmen einiger Menschen, die seit 2015 nach Nordrhein-Westfalen gekommen sind, eingefangen. Die Geflüchteten erzählten ihre Geschichten und gewährten Einblicke in ihre Gefühlswelten. Das Wissen um ihre individuellen Geschichten ermöglicht es Leser*innen und Zuhörer*innen, Empathie zu entwickeln und ihren Blickwinkel auf Flucht und Migration durch die Perspektiven von Geflüchteten selbst zu erweitern.

Mit der Sammlung der 71 Interviews, von Fotos und Objekten wurden die unterschiedlichen Geschichten der Interviewpartner*innen aus Nordrhein-Westfalen für die kollektive Erinnerung dokumentiert. Damit entspricht das Dokumentationszentrum und Museum über die Migration (DOMiD e.V.) seinem zentralen Auftrag, Migrationsgeschichte(n) zu bewahren und für die Gesellschaft sichtbar zu machen. Dies geschieht insbesondere durch Sammlung und Ausstellung von Dokumenten und Materialien zur Geschichte der Migration, wissenschaftliche sowie künstlerische Projekte zu Fragen von Migration in Deutschland sowie Seminare, Tagungen und Vorträge. Auch das während der Projektlaufzeit gesammelte Material wird im DOMiD-Archiv aufbewahrt und für Interessierte, Wissenschaftler*innen und die Öffentlichkeit aufbereitet und zugänglich gemacht.

„Wenn ein alter Mensch stirbt, dann ist es, als ob eine ganze Bibliothek verbrennt.“

Djalo über die Wichtigkeit der Dokumentation von Geschichte

Größter Dank gilt allen interviewten Personen für ihr Vertrauen, ihre Offenheit und die Zeit, die sie diesem Projekt geschenkt haben! Wir danken für die Möglichkeit, ihre Geschichten und einzelne Interviewausschnitte in diesem Rahmen anonymisiert nutzen zu dürfen. Die Interviewpartner*innen haben auf diese Weise und im Rahmen des gesamten Projekts ihren Teil zur Narration deutscher Migrationsgeschichte(n) beigetragen.

DIE AUTOR*INNEN

Jonatan Bekele

Jonatan Bekele wurde im heutigen Äthiopien geboren und kam als Jugendlicher nach Deutschland. Er blickt auf jahrelange ehrenamtliche Arbeit in einer Migrant*innenselbstorganisation zurück, die sich als kommunikatives Bindeglied zwischen Institutionen und Geflüchteten versteht und vor allem in der Beratung, Begleitung und Qualifizierung von Menschen mit Fluchterfahrung tätig ist. Für das Projekt „Refugee Stories Collection“ führte er Interviews mit Menschen aus Ost- und Westafrika.

Sahra Camal

Sahra Camal hat an der Universität Duisburg-Essen Soziologie studiert. Ihre Schwerpunkte im Studium lagen auf Migration, Organisation und Bildung. Zurzeit verfasst sie ihre Dissertation und arbeitet als wissenschaftliche Mitarbeiterin mit Fokus auf Flucht und Bildungsintegration. Ihre Forschungsschwerpunkte sind Wissenssoziologie, Fluchtforschung und Transnationalisierung. Sie war Ideengeberin des Projekts „Refugee Stories Collection“ und daher von Beginn an maßgeblich an der Konzeption und Durchführung beteiligt.

Sami Dzemailovski

Sami Dzemailovski kommt aus Mazedonien (ehem. Jugoslawien) und lebt seit vielen Jahren in Düsseldorf. Er studierte ursprünglich Geschichte und Politik in Köln, widmet sich aber inzwischen seit vielen Jahren der sozialen Arbeit und kulturellen Verständigung als pädagogische Fachkraft und aktuell als Streetworker für die Kreisstadt Bergheim. Darüber hinaus engagiert er sich ehrenamtlich in seinem Verein Carmen e.V. – Internationaler Kultur- und Sport-Verein der Roma. Dies motivierte ihn besonders zur wissenschaftlichen Mitarbeit im Projekt „Refugee Stories Collection“.

Elisabeth Pütz

Elisabeth Pütz leitete das Projekt „Refugee Stories Collection“ als freie Mitarbeiterin für DOMiD, nachdem sie bereits in diversen politischen und interkulturellen Bildungsprojekten im Allerweltshaus Köln e.V. mitgewirkt hatte. Sie studierte Lateinamerikastudien und Sozialwissenschaften an der Universität zu Köln, wo sie seit mehreren Jahren an einem interdisziplinären Lehr- und Forschungszentrum tätig ist. Aktuell befindet sie sich zudem in ihrem Zweitstudium der Fächer Geschichte und Spanisch auf Lehramt.

Katrin Schaumburg

Katrin Schaumburg, Dr. phil., ist seit 2017 wissenschaftliche Mitarbeiterin bei DOMiD. Nach ihrem Studium der Ethnologie, Afrikanistik und Soziologie an der Universität zu Köln und der Université de La Réunion war sie u.a. im Rahmen zahlreicher Sonderausstellungen als freie Mitarbeiterin für das Rautenstrauch-Joest-Museum – Kulturen der Welt tätig. Ihre Promotion im Fach Ethnologie zu *agency* von Frauen in einem südafrikanischen Township schloss sie 2012 an der interdisziplinären a.r.t.e.s. Graduate School ab.

